

„Es war nicht immer nur Glück...“

Frauen im Beruf und im öffentlichen Leben

**Symposium zur Verabschiedung
von Barbara Fülgraff
aus dem Hochschuldienst**



**Bibliotheks- und Informationssystem der Universität Oldenburg
1998**

**Wolfgang Schulenberg-Institut für
Bildungsforschung und Erwachsenenbildung**
Archiv für Erwachsenenbildung in Niedersachsen

Herausgeberin: Barbara Fülgraff
Wolfgang Schulenberg-Institut für Bildungsforschung
und Erwachsenenbildung (ibe) an der Universität Oldenburg

Druck/Verlag: Bibliotheks- und Informationssystem
der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg,
(BIS) - Verlag -
Postfach 25 41, 26015 Oldenburg
Tel.: 0441/798 2261, Telefax: 0441/798 4040
e-mail: verlag@bis.uni-oldenburg.de

ISBN 3-8142-0643-6

Vorwort

Die Bildungsforschung ist seit langem ein Schwerpunkt an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg. Sie wurde im wesentlichen begründet und entwickelt von Wolfgang Schulenberg (1920-1985), mit dessen Namen wir deshalb das Institut für Bildungsforschung und Erwachsenenbildung verbunden haben.

Das Archiv für Erwachsenenbildung erweitert die Bildungsforschung um die historische Dimension. Außerdem stellt das Archiv ganz unmittelbar die Verbindung zur Praxis der Erwachsenenbildung, zu ihren Personen, Einrichtungen und Verbänden her.

Die in diesem Band versammelten Beiträge repräsentieren Bildungsforschung ganz eigener Art: alle schöpfen aus dem je Eigenen, reflektieren und analysieren persönliche Bildungswege und zeichnen gemeinsam ein eindrucksvolles Tableau weiblicher beruflicher Sozialisation in den vergangenen vierzig Jahren. Zwölf Frauen haben mit ihren Vorträgen ein Symposium Gestalt werden lassen, das zu meinem Abschied aus der Hochschule veranstaltet werden konnte.

Am Ende meines langen Berufsweges als Frau, der von Frauen begleitet wurde: von Verwandten, Freundinnen, Lehrerinnen und Kolleginnen, wollte ich einige dieser Wegbegleiterinnen um mich versammeln. Gemeinsam und über Generationengrenzen hinweg wollten wir herausfinden und zusammentragen, wie die Räume beschaffen sind, in denen wir uns als Frauen einrichten. Mit diesem Symposium habe ich mir einen langgehegten Wunsch erfüllt.

Weibliche Lebensentwürfe und weibliche Sozialisation tragen die Muster ihrer Zeit und ihrer historischen Verflechtungen. Dennoch steht jede einzelne Frau an einem einzigartigen Platz, schaut aus ihrem Blickwinkel und denkt und handelt auf der Grundlage ihrer eigenen Erfahrungen. Diese biographische Komponente hat die Diskussionen der zwei Tage geprägt. Jeder Beitrag wurde eine ganz eigne Annäherung ans Thema. Das Persönliche konnte auch im Verallgemeinerten aufscheinen. Damit - so hoffe ich - fügen wir gemeinsam dem Bild von Frauen im öffentlichen Leben heute Farbe, Tiefe und Leuchtkraft hinzu.

Das Symposium wurde finanziell großzügig unterstützt durch die Hanns Martin Schleyer-Stiftung, die es im Rahmen ihrer Universitätsseminare „Dialog Wissenschaft Praxis“ förderte und durch den Fachbereich Pädagogik der Carl von Ossietzky Universität sowie das Institut 1 Erziehungswissenschaft.

Daß es in der beeindruckenden Weise über zwei Tage zu einem Fest der Begegnung wurde, verdanken wir den Teilnehmerinnen, die spontan und freudig zusagten und dann mit staunenswerter Offenheit sich dem Thema zuwandten; aber auch der vielfältigen kompetenten Hilfe vieler Kolleginnen und Kollegen, die während des Symposiums moderierten, mitdiskutierten, uns musikalisch herausforderten und die planend und organisierend immer die Hand über uns hielten. Daß wir schließlich die Beiträge veröffentlichen können, wird möglich durch intensive redaktionelle und gestalterische Arbeit im Wolfgang Schulenberg-Institut und durch einen Druckkostenzuschuß der Bertha Ramsauer-Stiftung in Oldenburg.

Barbara Fülgraff

August 1998

Prof. Dr. Wolf-Dieter Scholz

Dekan des Fachbereiches 1: Pädagogik

Sehr geehrte, liebe Frau Fülgraff,
meine Damen und und Herren, liebe Kolleginnen und Kollegen.

Ich begrüße Sie zur heutigen Veranstaltung ganz herzlich - wenngleich mit etwas gemischten Gefühlen. Die Ursache dieser Gefühlslage ist der Anlaß unserer heutigen Feier. Wir verabschieden einen Menschen, der gleichsam zum festen Besitz unseres Fachbereiches gehört und dessen Abschied aus den offiziellen Lehr- und Forschungsverpflichtungen auch für viele von uns anderen Kolleginnen und Kollegen das Ende z.T. langjähriger beruflicher Gemeinsamkeiten bedeutet. Ich hoffe, sie verstehen mich richtig, wenn ich sage, daß es für einen Dekan angenehmere Anlässe für eine Begrüßung gibt.

Andererseits begrüße ich Sie heute aber nicht nur mit einem leichten melancholischen Unterton, sondern auch mit einem Gefühl der Freude darüber, daß Sie, liebe Frau Fülgraff, die Möglichkeit nutzen, durch eine freiwillige Entscheidung für Ihr Leben neue Prioritäten zu suchen und neugierig und erwartungsfroh rechtzeitig nach anderen Feldern der persönlichen Erprobung Ausschau halten. Über die Schwierigkeiten dabei haben Sie ja als Wissenschaftlerin viel nachgedacht, gesprochen und geschrieben.

Ich vermute, daß es nicht ganz einfach ist, sich aus dem Feld der theoretischen Reflexion über die aktive Gestaltung der Nacherwerbsphase in die konkrete Erprobung zu begeben.

Im übrigen: auch als Sozialgerontologin muß man dazu erst einmal ein bestimmtes Lebensalter erreichen!

Als Dekan und Kollege sage ich ganz offen, wir lassen Sie ungern gehen - wir werden Sie auch in den schweren Diskussionen in unserer Universität über die zukünftige Struktur unseres Fachbereiches vermissen, und wir werden große Schwierigkeiten haben, den Pädagogik Studierenden in der Erwachsenenbildung/Weiterbildung eine angemessene Kompensation für Sie anzubieten.

Sie sind 1972 auf die erste Professur an die Universität Oldenburg berufen worden - noch bevor die Universität ihren Betrieb aufgenommen hat. Sie konnten dadurch schon im Vorfeld maßgeblich an der Entwicklung des Diplomstudienganges Erwachsenenbildung/Weiterbildung mitwirken - sehr zu seinem Nutzen! Inzwischen haben Sie nun Ihr fünfzigstes Semester als Hochschullehrerin erfolgreich absolviert. Sie haben in dieser Zeit nicht nur unzählige Studierende mit wichtigen Aspekten der Pädagogik vertraut gemacht, Sie haben nicht nur Leistungsnachweise, Diplomarbeiten und Promotionen betreut, Prüfungen abgenommen und Berufschancen junger Leute positiv beeinflusst, Sie sind in diesen Jahren auch Zeitzeugin großer Veränderungen in unserer Gesellschaft und in unserem Bildungssystem gewesen. Das betrifft nicht nur die veränderte Bewertung der Rolle der Frau in unserer Gesellschaft - auch in den Hochschulen. Es betrifft ebenso und sehr nachdrücklich den Veränderungsprozeß unserer Universitäten von eher exklusiven akademischen Ausbildungseinrichtungen zu Masseneinrichtungen. In deren Folge hat die höhere Schul- und Universitätsausbildung ein Maß an Vergesellschaftung erhalten, das lange Zeit unvorstellbar erschien. Sie haben in diesen Jahren engagiert und produktiv an der Entwicklung und Etablierung der Pädagogik an unserer Universität mitgewirkt. Der Fachbereich Pädagogik stände ohne Ihre Lebensleistung nicht so reputierlich da wie es jetzt der Fall ist.

Wir stehen als Fachbereich Pädagogik zur Zeit vor schwierigen Verhandlungen mit dem Senat über unseren Hochschulentwicklungsplan. Konkret geht es dabei um unser Leistungsprofil und um unser qualitatives Stellensoll. Es ist auch Ihrer Arbeit zu verdanken, daß wir in dieser Situation starke Argumente auf unserer Seite haben, um manche unsittlichen Zugriffsversuche anderer Stellen auf unseren Fachbereich abzuwehren. Sie, liebe Frau Fülgraff, können trotz alledem im Hinblick auf die Erwachsenenbildung/Weiterbildung beruhigt zurück und - was die Zukunft der Erwachsenenbildung an unserer Universität betrifft - ebenso optimistisch nach vorne schauen. Die Planungskommission unserer Universität hat ausdrücklich die Bedeutung der Erwachsenenbildung/Weiterbildung als konstitutiv für den Fachbereich Pädagogik und seine pädagogischen Hauptfachstudiengänge hervorgehoben; sie hat in ihrer Stellungnahme zumindest punktuell auch etwas Vernünftiges festgestellt. Die Erwachsenenbildung/Weiterbildung wird also auch zukünftig unser Profil mitbestimmen. Sie bleibt, wie Präsident Michael Daxner anläßlich des zehnjährigen Jubiläums unseres Instituts Erziehungswissenschaft 1 im Jahre 1994 zu Recht formuliert hat, eine positive Oldenburger Spezialität!

Das hat der Fachbereich Pädagogik in einem ganz hohen Maße auch Ihnen zu verdanken. Sie haben durch Ihre Arbeit in der Lehre, in Forschung und wissenschaftlicher Dienstleistung Profil und Gewicht der Erwachsenenbildung/Weiterbildung nach innen und nach außen in unserer Region mitbestimmt. Ohne Ihre kontinuierlichen theoretischen und praktischen Arbeiten hätten wir heute Schwierigkeiten, diesen wichtigen Schwerpunkt zu erhalten und auszubauen.

Ich möchte abschließend einige kurze und persönliche Anmerkungen zu Ihrem beruflichen Selbstverständnis und Ihrer Vorstellung von Professionalität als Hochschullehrerin machen. Ich habe ja das Vergnügen gehabt - und es war durchaus ein Vergnügen - mit Ihnen in Forschung und Lehre zu kooperieren. Wir haben gemeinsam an dem Forschungsprojekt gearbeitet, das unter der Gesamtleitung von Herrn Schulenberg die Studiensituation und Studiererfahrungen von Studierenden mit unterschiedlichen Hochschuleingangsvoraussetzungen empirisch untersucht hat, und wir haben gemeinsam eine Reihe von Lehrveranstaltungen über offene Formen der Altenarbeit durchgeführt. Was mich dabei immer tief beeindruckt hat - neben Ihrer hohen Fähigkeit zur soziologischen Analyse und zum pädagogisch-programmatischen Denken - war die Formvollendung Ihrer Sprache - sie war eigentlich immer druckreif! - und Ihre hohe Kunst der Rhetorik, d.h. der Präsentation wissenschaftlicher Erkenntnisse in Gestik, Mimik und sprachlicher Darstellung.

Was mich ebenso beeindruckt hat, war und ist Ihre Form des Umgangs mit Kolleginnen und Kollegen und mit Studierenden. Ich habe das immer als eine gelungene Balance zwischen Nähe und Distanz gehalten. Sie sind von ausgeprägter Freundlichkeit, von Fairneß und von herzlicher Wärme auf der einen Seite und setzen gleichzeitig auch Grenzen. Es fällt schwer sich vorzustellen, daß Sie auch einmal die Contenance verlieren könnten. Ihnen konnte man nahe, aber nie zu nahe kommen. Das haben auch die Studierenden, mit denen ich gesprochen habe, so empfunden und ausgedrückt. In Verbindung mit Ihrer Sachkompetenz führte das zu Ihrem hohen Ansehen in der KollegInnenschaft und bei den Studierenden.

Auch die Art, in der Sie in einer schwierigen Lebenssituation im letzten Jahr Selbstdisziplin und Stärke gezeigt haben, hat nicht nur mich tief beeindruckt. Eine von Ihnen geförderte, Ihnen sehr verbundene und nunmehr diplomierte Studierende sprach mir gegenüber einmal von der „Eisernen Lady“ - und das war durchaus von Respekt und Zuneigung getragen.

Ich möchte Ihnen nun meinen Respekt, meine wohlverstandene Zuneigung und meinen Dank für ihre Arbeit aussprechen. Ich bin sicher, daß ich das auch im Namen aller Mitglieder des Fachbereiches Pädagogik sagen darf. Ich wünsche Ihnen, daß Sie, verehrte Frau Fülgraff, auch den nächsten Lebensabschnitt so gestalten, wie Sie es als Sozialgerontologin wissenschaftlich immer vertreten haben: nämlich neugierig auf neue Perspektiven zu sein, dynamisch und voller Unruhe nach neuen Formen der Sinnerfüllung zu suchen und diese auch zu finden. Dazu wünsche ich Ihnen vor allen Dingen eine gute Gesundheit.

Von Karlheinz Deschner stammt der folgende Aphorismus:

*„Kein besseres Mittel gegen Altern, als
einfach keine Zeit dafür zu haben.*

*Man kann im Alter noch vieles sein, fast alles,
das Schlimmste aber, was man im Alter sein kann,
ist nichts zu sein als alt.“*

Ina Grieb

Vizepräsidentin

Liebe Barbara Fülgraff,
Herr Dekan,
liebe Angehörige des Fachbereichs und des Instituts,
meine Damen und Herren,

ich freue mich sehr, heute die Grußworte der Universität zu Ihrer Verabschiedung übermitteln zu dürfen. Dies aus mehreren Gründen: Selbstverständlich wäre der Präsident selbst gerne heute hier, und er läßt auch sehr herzlich grüßen, aber es war der ausdrückliche Wunsch von Barbara Fülgraff, im Einklang mit dem gleichzeitig stattfindenden Symposium, daß die weibliche Vertretung der Hochschulleitung diese Aufgabe übernimmt. Dies tue ich sehr gerne.

Ein weiterer Grund liegt in der Tatsache, daß ich Frau Fülgraff von der ersten Stunde meiner Tätigkeit in dieser Universität kenne, d.h. seit April 1975. Beide arbeiteten wir im selben Feld, Frau Fülgraff in erster Linie in Forschung und Lehre der Erwachsenenbildung und ich im Zentrum für wissenschaftliche Weiterbildung, in einem seinerzeit an Hochschulen noch weitgehend unbearbeiteten Bereich. Beide haben wir aber unsere Arbeit so verstanden, daß Theorie und Praxis eng verkoppelt sein müssen, damit wir miteinander und voneinander lernen können und sollen. Und wir sind beide Frauen, die, wie allgemein bekannt ist, in Hochschulen in den 70er und 80er Jahren und auch in der Weiterbildung - zumindest in herausgehobeneren Funktionen - eine Minderheit waren und auch heute leider noch sind. Jede von uns hat auf ihre Weise Frauen unterstützt und gefördert, ohne daß es je - zumindest habe ich es so in Erinnerung - zu Absprachen, Strategien o. ä. gekommen wäre. Vielleicht sollten wir bei einem Tee - oder auch einem Glas Wein - noch einmal gemeinsam Bilanz ziehen, was wir denn eigentlich erreicht haben.

Barbara Fülgraff wurde 1972 als erste Professorin der neugegründeten Universität nach Oldenburg berufen. Sie hatte in den 50er Jahren Soziologie, Politik, Philosophie und Geschichte in Freiburg, Berlin und den USA stu-

diert. Nach der Promotion war sie wissenschaftliche Mitarbeiterin der Universität Frankfurt.

In Oldenburg war sie maßgeblich am Aufbau des Diplomstudiengangs Pädagogik mit dem Schwerpunkt Erwachsenenbildung beteiligt. Und sie hat sich insbesondere als Gerontologin einen Namen gemacht. So ist auch mit ihrem Namen die Öffnung der Hochschule für ältere Erwachsene verbunden. Eine entsprechend beachtete Tagung dazu ist in Oldenburg schon 1979 durchgeführt worden.

Für die Altenbildung, die sie als Altersbildung verstand, war sie eine der Vorreiterinnen in der Fachdiskussion. Sie hat in Kooperation mit anderen, hier möchte ich insbesondere aus unserer Hochschule meine ehemalige Kollegin im ZWW Frau Arnold erwähnen, geforscht, Konzeptionen entwickelt, Texte verfaßt, die in der bundesrepublikanischen Fachdiskussion große Beachtung fanden.

Auch hier bestand immer ein enger Bezug von Theorie und Praxis. In Betrieben und Einrichtungen der Erwachsenenbildung veranstaltete sie Seminare zur Vorbereitung auf das Ausscheiden aus dem Arbeitsleben, jeweils unter Einbeziehung von Ergebnissen aus der Forschung. Die Erfahrungen in außeruniversitären Seminaren wiederum konnte sie mit ihren Studentinnen und Studenten unter Erwachsenenbildungs-Gesichtspunkten verwerten. Oder: Veranstaltungen im Rahmen des Gasthörerstudiums: Sowohl verstand es Frau Fülgraff in hohem Maße, Inhalte so interessant und bildhaft zu vermitteln, daß sie einer der 'Renner' für GasthörerInnen war, als auch die Öffnung der Hochschule für Ältere gleichzeitig zum Thema eigener Forschungen zu machen.

Und sie leistete auch praktische Lebenshilfe. Als ich 40 wurde, ermahnte sie mich, daß es jetzt höchste Zeit wäre, mich auf mein Alter vorzubereiten. Nur, wenn man rechtzeitig (40!) Interessen und Aktivitäten über den Beruf hinaus entwickelt, hätte man die Chance, diesen Übergang und die nachberufliche Zeit erfolgreich anzugehen. Mich hat dies sehr beeindruckt, und ich habe immer ein schlechtes Gewissen, daß ich noch auf der Suche bin

Weiterbildung als Forschungsgegenstand und Weiterbildung selber machen und darüber lehren, da habe ich Frau Fülgraff immer in ihrem vollen Element erlebt. Die Resonanz auf Vorträge und Seminare auch außerhalb der Hochschule war überaus positiv. Sie war immer eine sehr gute Lehrerin, die komplizierte Sachverhalte verständlich darstellte. Hinzu kam, daß Frau

Fülgraff durch ihre attraktive Erscheinung und ihre sehr verbindliche freundliche Art in der Öffentlichkeit dem Bild einer Professorin nicht unbedingt entsprach. So habe ich mich manches Mal amüsiert, wenn als Rückmeldung über eine Veranstaltung auch dieser Aspekt besonders erwähnt wurde. Fast entschuldigend, als ob eine Wissenschaftlerin a priori nicht attraktiv wäre oder zu sein hätte. Dem möchte ich hier vehement widersprechen.

Eine kleine Zwischenbemerkung: Bei der Vorbereitung dieses Grußwortes war auch ich verunsichert, ob ich dies erwähnen sollte. Ich habe mich dafür entschieden, und habe mir fest vorgenommen, sollte ich je die Chance haben, einen attraktiven und charmanten Kollegen zu verabschieden, würde ich auch dies, als einen für uns alle erfreulichen Teil seiner Gesamtpersönlichkeit, erwähnen.

Natürlich ist bei der Ausbildung unserer Studierenden für den Bereich Weiterbildung/Erwachsenenbildung die wissenschaftliche Kompetenz der wesentliche Bestandteil, aber nicht der ausschließliche. Auch die spätere Verwertung des Wissens muß in der Hochschule schon berücksichtigt werden, und es ist die gesamte Persönlichkeit gefragt, nicht nur die fachliche Kompetenz. Dieser Aspekt war Frau Fülgraff sehr wichtig. Und hier sind es insbesondere Studentinnen gewesen, denen sie sich verpflichtet fühlte.

So gehört Barbara Fülgraff selber zu einer Generation von Frauen, für die es noch ganz und gar nicht selbstverständlich war, lebenslang berufstätig zu sein. Der Verstoß gegen die weibliche „Normalbiographie“ und die Entwicklung eines anderen Lebensentwurfes war schwierig in einer Zeit, in der es im öffentlichen Leben und an den Hochschulen kaum weibliche Vorbilder gab, an denen sich die Frauen orientieren konnten. Die Erschließung solcher nicht geschlechtsstereotyper Perspektiven war für die Frauen meist ein sehr steiniger und einsamer Weg. Die Frauenforschung hat sich mit diesen Widrigkeiten und Diskriminierungen in den letzten Jahren systematisch auseinandergesetzt und damit die Wege dieser Wissenschaftlerinnen in besonderer Weise gewürdigt. Und immer wieder wird in diesem Zusammenhang insbesondere die Schwierigkeit der Orientierung ohne weibliche Vorbilder festgehalten.

Hinzu kam, was alle Ausnahme-Frauen verbindet: sie stehen in besonderer Weise im Licht der Aufmerksamkeit, und sie arbeiten immer in dem Wissen, daß Fehler, die sie machen könnten, nicht nur besonders gern aufgegriffen werden, sondern gleich auf die „Fehlerhaftigkeit“ des ganzen Geschlechts verallgemeinert werden. Ihre Entscheidung, Frau Fülgraff, für eine wissenschaftliche Karriere implizierte, daß Sie sich auch all diesen Belastungen

stellten. Die eigene berufliche Karriere in solchen Strukturen hat Sie sensibilisiert für die Situation von Frauen an der Hochschule und Sie in hohem Maß qualifiziert, Studentinnen und Nachwuchswissenschaftlerinnen auf ihrem Weg durch diese Institution zu begleiten; Mentorin zu sein.

In den letzten Jahren wählen Studentinnen häufig Themen aus dem Bereich der Gender-Studies, um sich damit wissenschaftlich auseinanderzusetzen. Dies führte neben dem Erwerb von Sachkompetenz dazu, daß junge zukünftige Wissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftlerinnen in eine bewußte Auseinandersetzung mit der Rolle der Frau in der Wissenschaft - als Forschungssubjekt und als Forschungsobjekt - traten und damit ihren eigenen Standpunkt in der Wissenschaft finden konnten. Mir ist bekannt, daß die Studentinnen sich auf diesem Weg der fachlichen und persönlichen Standortbestimmung innerhalb der Wissenschaft von Ihnen sehr gut begleitet und unterstützt fühlten. Ich denke, da haben Sie auch viele positive Rückmeldungen erfahren.

Liebe Frau Fülgraff, ich komme zum Ende und möchte mich bei Ihnen im Namen der Universität sehr, sehr herzlich bedanken für 50 Semester Ihres Lebens für unsere Universität. Wir, d. h. die Studentinnen und Studenten, die Gasthörer und -hörerinnen, die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen und natürlich ihre Kolleginnen und Kollegen insbesondere in Ihrem, aber auch allen Fachbereichen werden sie vermissen. Für viele Studierende haben Sie als Lehrerin und Mentorin eine wichtige Rolle in ihrem Leben gespielt. Häufig sind sie an zentralen Entscheidungen ihres Lebens beteiligt gewesen. Kolleginnen werden sich an anregende Diskussionen erinnern, die Liste ist endlos fortzusetzen.

Ich wünsche mir zweierlei - einmal, daß wir hoffentlich viele hochkarätige Bewerbungen von Frauen für die Nachfolgestelle 'Erwachsenenbildung' erhalten und die Chance haben, sie wieder in bewährter Weise mit einer Frau zu besetzen, und ich wünsche mir weiter, daß Sie, Frau Fülgraff, sich der Universität auch in Zukunft noch in vielfältiger Weise verbunden fühlen werden; obwohl wir wissen, daß sie ihre eigene Theorie umgesetzt haben und feste Pläne für die Zukunft haben. Ich danke Ihnen sehr herzlich für Ihre für die Universität geleistete Arbeit und wünsche Ihnen auch im Namen der Universität, daß Sie in der nun folgenden Phase Ihres Lebens das realisieren können, was Sie sich vorgenommen und vielleicht so manches Mal im Streß des Alltags erträumt haben.

Prof. Dr. Friedrich W. Busch

Direktor des Instituts Erziehungswissenschaft 1

Es muß nicht nur feste Bräuche geben, wie wir vom Kleinen Prinzen des Antoine de Saint Exupéry wissen, sondern es sind auch Traditionen zu entwickeln und zu pflegen.

Zur Traditionspflege gehört es, daß auch der Leiter einer „substrukturellen Einrichtung“, seit Inkrafttreten einer entsprechenden Ordnung heißt er nunmehr „Direktor“, bei der Verabschiedung - oder auch Einführung - von Kolleginnen und Kollegen mitwirkt. Heute also eine Verabschiedung.

Liebe Frau Fülgraff, meine Damen und Herren,

ich nutze das mir eingeräumte Grußwort im Rahmen dieser kleinen Feier, um zunächst etwas über die Bedeutung des fachlichen Spektrums zu sagen, das Frau Fülgraff mit anderen Kollegen seit Beginn ihrer Tätigkeit in Oldenburg vertreten hat: das ist die Bildungsforschung und in ihr der Bereich oder die Schwerpunkte Erwachsenenbildung und Weiterbildung.

Ich würde nicht darüber sprechen, wenn nicht gleichzeitig evident wäre, daß Frau Fülgraff sich darin bemerkenswerte Verdienste erworben hätte, die der Dekan soeben in seiner Begrüßung herausstellte. Die Arbeit der Kollegin Fülgraff steht - neben der von Hans-Dietrich Raapke, den wir vor genau einem Jahr emeritierten - für die Kontinuität, mit der Bildungsforschung im Institut Erziehungswissenschaft, im Fachbereich Pädagogik und an der Universität Oldenburg außerordentlich erfolgreich betrieben wurde.

Bildungsforschung, das wissen Sie natürlich, ist begriffsgeschichtlich eine Wissenschaft unserer Zeit. Von Hellmut Becker in den 60er Jahren bildungspolitisch als Begriff eingeführt, versucht Bildungsforschung, die Anwendung von Wissenschaft auf den Sachverhalt der Bildung zu realisieren und damit einer konkreten Politik zuzuführen bzw. als Entscheidungshilfen für Politik aufzubereiten. Die Verbindung von Forschung/Wissenschaft/Bildungsforschung und Politik/Planung/Reform ist also zu betonen, und insofern ist es eine Aufgabe der Bildungsforschung, ein dunkles Feld soweit zu erhellen, daß rationale Bildungspolitik überhaupt möglich wird.

Ich will nun nicht - weitergehend - die Einbettung von Weiterbildung und Erwachsenenbildung, den Lehr- und Forschungsschwerpunkten der Kollegin Fülgraff, hier aufzeigen, allerdings festhalten, daß Frau Fülgraff mit ihren Lehrveranstaltungen, Projekten und Texten Bildungsforschung betrieben hat und insofern an der Erhellung des „dunklen Feldes“ mitgewirkt hat.

Gerade in diesen Wochen und Monaten wird auch an dieser Universität über Innovationen, Veränderungen, neue Profilbildungen etc. geschrieben und noch mehr geredet. Die von der Landesregierung und der Landeshochschulkonferenz gemeinsam ausgeheckte sog. „Innovationsoffensive“ ist hier zu erwähnen. (Wenn Sie mir eine Bemerkung sozusagen außerhalb des Protokolls erlauben: die Innovationsoffensive wird in Niedersachsen der größte bildungspolitische Flop der 90er Jahre werden.) Geredet wird also viel über Innovationen, so wollte ich sagen, und meinen, daß dabei die große Gefahr besteht, Kontinuitäten aufzugeben, Kontinuität etwa auch in der Bildungsforschung. Der Fachbereich Pädagogik und das Institut für Erziehungswissenschaft 1 haben in ihrer Geschichte innerhalb der Entwicklung der Universität Oldenburg nicht nur Stärken aufzuweisen. Stark haben sie sich allerdings in den zurückliegenden gut zwei Jahren erwiesen, als es um die Erarbeitung von Vorstellungen und Vorschlägen zur Entwicklung der durch sie vertretenen Fachwissenschaft, nämlich Pädagogik/Erziehungswissenschaft, ging. Auch wenn der Senat der Universität unser Entwicklungskonzept für die kommenden ca. zehn bis zwölf Jahre z.Zt. noch nicht abschließend beraten hat, kann jedoch heute schon festgestellt werden, daß unsere gemeinsamen Bemühungen um Kontinuität in der Bildungsforschung und der darin eingebetteten Weiterbildung erfolgreich sein werden. Ich denke, daß es für beide Kollegen, die wir aus der Bildungsforschung verabschiedet haben bzw. heute verabschieden - für Raapke wie für Fülgraff - ein gutes Gefühl bedeutet zu wissen, daß es auch künftig an der Universität Oldenburg und im Institut Erziehungswissenschaft eine Universitätsprofessur Weiterbildung geben wird. Denn dieses Ergebnis im Zusammenhang mit der Erörterung eines gesamtuniversitären Entwicklungsplanes ist festgeschrieben, eine Berufungskommission eingesetzt und die Stellenausschreibung vorbereitet; wir warten sozusagen stündlich auf die Freigabe durch das Ministerium.

Wenn über Entwicklungsprobleme schon öffentlich gesprochen wird, will ich natürlich nicht unerwähnt lassen, daß wir diesen Erfolg sicherlich auch dem Weitblick einiger in den Hochschulgremien verantwortlich mitwirkender

Personen mit verdanken; ich denke da an die beiden Vizepräsidenten Grieb und von Maydell, aber auch an den Leiter des Planungsdezernats.

Liebe Frau Fülgraff, nehmen Sie an dieser Stelle schon ein kleines Geschenk an: diese Kugel nämlich, rund und schön; die soll Sie in Ihrem Ruhestand, den wir Ihnen ohne Abstriche herzlich gönnen, daran erinnern, daß wir die Weiterbildung sichern konnten, daß wir die Kontinuität auch Ihrer Arbeit fortsetzen. Wir werden dieses übrigens auch öffentlich herausstellen können durch ein weiteres Vorhaben, das ebenfalls mit Ihrer Person verbunden ist: Wir planen, das „Wolfgang Schulenberg-Institut für Bildungsforschung und Erwachsenenbildung“ zusammen mit der Arbeitsstelle Bildungsforschung zu einem sog. „An-Institut“ zu erweitern, und das dürfte dann der Garant für die Fortsetzung der Arbeit sein, die in den zurückliegenden 25 Jahren auch mit Ihrem Namen verbunden ist.

Liebe Frau Fülgraff, ich möchte mit einem kurzen Text, der vor über dreihundert Jahren entstanden ist und uns aus Baltimore überliefert wurde, auch die Seite Ihres Wirkens in Oldenburg ansprechen, die mit Ihrer Persönlichkeit verbunden ist. Der Text mag der einen oder dem anderen in diesem Kreis bekannt sein. Die werden ihn sicher gerne wieder hören. Den anderen möchte ich ihn jedoch nahebringen und ihn dann verstanden wissen als Rückblick, Wunsch und Ausblick für die Barbara Fülgraff, die als Wissenschaftlerin mit uns seit 25 Jahren verbunden ist.

*Gehe ruhig und gelassen durch Lärm und Hast
und sei des Friedens eingedenk, den die Stille bergen kann.*

Stehe

*soweit ohne Selbstaufgabe möglich
in freundlicher Beziehung zu allen Menschen.*

*Äußere deine Wahrheit ruhig und klar
und höre anderen zu,
auch den Geistlosen und Unwissenden;
auch sie haben ihre Geschichte.*

*Meide laute und aggressive Menschen;
sie sind eine Qual für den Geist.*

*Wenn du dich mit anderen vergleichst,
könntest du bitter werden und dir nichtig vorkommen;
denn immer wird es jemanden geben, größer oder geringer als du.*

*Freue dich deiner eigenen Leistungen wie auch deiner Pläne.
 Bleibe weiter an deiner eigenen Laufbahn interessiert,
 wie bescheiden auch immer.
 Sie ist ein echter Besitz im wechselnden Glück der Zeiten.
 In deinen geschäftlichen Angelegenheiten laß Vorsicht walten;
 denn die Welt ist voller Betrug.
 Aber
 dies soll dich nicht blind machen gegen gleichermaßen vorhandene
 Rechtschaffenheit.
 Viele Menschen ringen um hohe Ideale;
 und überall ist das Leben voller Heldentum.
 Sei du selbst,
 vor allen Dingen heuchle keine Zuneigung.
 Noch sei zynisch, was die Liebe betrifft;
 denn auch im Angesicht aller Dürre und Enttäuschung ist sie doch
 immerwährend wie das Gras.
 Ertrage freundlich-gelassen den Ratschluß der Jahre.
 Gib die Dinge der Jugend mit Grazie auf.
 Stärke die Kraft des Geistes,
 damit sie dich in plötzlich hereinbrechendem Unglück schütze.
 Aber beunruhige dich nicht mit Einbildungen.
 Viele Befürchtungen sind Folge von Erschöpfung und Einsamkeit.
 Bei einem heilsamen Maß an Selbstdisziplin
 sei gut zu dir selbst.
 Du bist ein Kind des Universums,
 nicht weniger als die Bäume und die Sterne;
 du hast ein Recht hier zu sein.
 Und ob es dir nun bewußt ist oder nicht:
 Zweifellos entfaltet sich das Universum wie vorgesehen.
 Darum lebe in Frieden mit Gott,
 was für eine Vorstellung du auch von Ihm hast
 und was immer dein Mühen und Sehnen ist.
 In der lärmenden Wirrnis des Lebens erhalte dir den Frieden mit deiner
 Seele.
 Trotz all ihrem Schein, der Plackerei und den zerbrochenen Träumen
 ist diese Welt doch wunderschön.
 Sei vorsichtig.
 Strebe danach, glücklich zu sein.*

Liebe Frau Fülgraff,

vergessen Sie Oldenburg nicht, wenn Sie sich von nun an wohl mehr außerhalb dieser Stadt aufhalten. Damit Ihnen die Erinnerung an Oldenburg leichter fällt, füge ich der Kugel noch ein gewichtigeres Geschenk an: die Geschichte der Stadt Oldenburg von den Anfängen bis 1830. Sie haben ja nicht nur an der Universität Oldenburg gearbeitet, sondern immer auch die Stadt Oldenburg mit lebendigen Augen wahrgenommen und sich insbesondere in deren kulturelle Aktivitäten eingeschaltet.

Herzlichen Dank, verehrte Kollegin Fülgraff, für Ihr Mitwirken an der Entwicklung und Konsolidierung der Bildungsforschung sowie der Erwachsenenbildung in Oldenburg und am Aufbau unseres Instituts Erziehungswissenschaft.

Ursula Lehr

FRAU UND BERUF

Entwicklungen in den letzten Jahrzehnten

1 Das Bild der Frau am Ende des 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts

„Je edler und vollkommener eine Sache ist, desto später und langsamer gelangt sie zur Reife. Der Mann erlangt die Reife seiner Vernunft- und Geisteskräfte kaum vor dem 28. Jahr, das Weib mit dem 18. Aber es ist auch eine Vernunft danach: eine knapp bemessene. Daher bleiben die Weiber ihr Leben lang Kinder, sie sehen immer nur das nächste, leben in der Gegenwart, nehmen den Schein der Dinge für die Sache und ziehen Kleinigkeiten den wichtigsten Angelegenheiten vor. Die Vernunft nämlich ist es, vermöge derer der Mensch nicht wie das Tier, bloß in der Gegenwart lebt, sondern Vergangenheit und Zukunft übersieht und bedenkt; woraus dann seine Vorsicht, seine Sorge und häufige Beklommenheit entspringt. Der Vorteile wie der Nachteile, die dies bringt, ist das Weib in Folge seiner schwächeren Vernunft weniger teilhaftig.“ (SCHOPENHAUER, 1851, 366).

Mit diesen Worten hat SCHOPENHAUER vor bald 150 Jahren das Wesen der Frau von dem des Mannes abgehoben und damit der Frau eine Führungsqualifikation im Beruf von vornherein abgesprochen. In der philosophischen und anthropologischen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts wird immer wieder die geschlechtsspezifische Polarität herausgestellt: der Aktivität des Mannes steht die Passivität der Frau gegenüber; der Rationalität und Vernunft des Mannes die Emotionalität der Frau. Der Wunsch nach Geborgenheit und Hingabe bestimmte weibliches Verhalten. Auch in KANTS „Anthropologie“ (1798) heißt es: „Die Frau ist ihrem Wesen nach eher zum Dienen bestimmt; im Urzustand folgt sie dem Manne, seinen Hausstand tragend“. Nach Helene DEUTSCH (1944) wird das Sich-Unterwerfen, das Sich-In-den-Griff-Geben, das Auf-Sich-Nehmen von Unfreiheit seitens der Frau sogar als

Lust und Wert erfahren, hingegen sei dem Mann der „aktive Zugriff auf die Welt“ eigen. - Danach: Die Frau als Führungskraft? Völlig ungeeignet.

Eine geistige Leistungsfähigkeit wurde der Frau weitgehend abgesprochen. Erwähnt sei nur die Schrift von MOEBIUS (1908) „Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes“ oder die Feststellung von WEININGER (1903, Geschlecht und Charakter), in der es heißt: „Es ist also richtig, daß das Weib keine Logik besitzt“ (S. 158); „Es läßt sich mit Sicherheit nun folgende abschließende Antwort auf die Frage nach der Begabung der Geschlechter geben: Es gibt wohl Weiber mit genialen Zügen, aber es gibt kein weibliches Genie, hat nie ein solches gegeben..., Wie könnte ein seelenloses Wesen Genie haben? Genialität ist identisch mit Tiefe; und man versuche nur, tief und Weib wie Attribut und Substantiv miteinander zu verbinden: ein jeder hört den Widerspruch“ (S. 235). Und 1920 meint LIEPMANN in seiner „Psychologie der Frau“: „Das mangelnde Abstraktionsgefühl läßt die Frau niemals in der Wissenschaft heimisch werden; die Wissenschaft, dem Mann der Ausfluß seines zeugenden, produktiven Prinzips, ist ihr nur ein Surrogat für das nähernde Prinzip der Mütterlichkeit, und die ganze Frau hängt den Doktorhut an den Nagel, wenn es gilt, die Wiege zu schaukeln“ (S. 217).

Und selbst noch Anfang der 60er Jahre meinte einer meiner ersten Lehrer, der Bonner Philosoph Erich ROTHACKER, das Studium der Frau sei im Grunde „der größte volkswirtschaftliche Unsinn“, denn sobald ein Mann käme, „entswinden die netten klugen Mädchen ja doch bald hinter Herd und Wickelkommode“, - eine Äußerung von einem in keiner Weise sonderlich vorurteilsbehafteten, wohl aber von einem für sehr stabile Traditionen des Abendlandes aufgeschlossenen Mann. Er verbalisierte damit nur etwas überspitzt, was in einer bestimmten Altersschicht (auch heute noch - oder heute wieder?) zumindest emotional-affektiv mitschwingt, wenn die Entscheidung Beruf-Familie im Leben der Frau gestellt wird. Die Frau, so nahm man an, sei von Natur aus so geschaffen, daß sie dem familiären Bereich immer von vornherein ohne jede Überlegung den Vorzug einräume und sich beruflichen Aufgaben höchstens dann gezwungenermaßen zuwende, wenn ihr die „eigentliche Lebenserfüllung“ im Schoße der Familie versagt bleibe.

Und auch bei Ester VILAR (1971, „Der dressierte Mann“) können wir - noch 1971!- lesen: „Vergnügungen (der Frau) sind: Kuchenbacken, Wäschebügeln, Fensterputzen, Löckchen drehen, Fußnägel lackieren und zwischendrin - bei sehr hochentwickelten Frauen - Maschineschreiben und Stenographieren. Körperpflege betreibt sie ohnehin nur zur Freude ihres Partners; und ihre

läppischen Vergnügen in den Vorzimmern der berufstätigen Männer - die darin bestehen, daß sie in voller Maskerade am Schreibtisch sitzend, deren fertig formulierte Gedanken in ein optisches Medium überträgt - bezeichnet sie als 'anregende geistige Tätigkeit'... . Die Berufsumwelt dient ihr als Jagdrevier; Büros, Fabriken, Colleges und Universitäten sind für die Frau nichts weiter als gigantische Heiratsmärkte“ (S.180). - Danach wird der Frau ein inneres Engagement an beruflicher Tätigkeit völlig abgesprochen.

Die Reihe der Zitate ließ sich endlos fortsetzen. Diese und ähnliche Rollenstereotype, diese Vorurteile haben eine lange Geschichte (LEHR, 1969, 1987). Sie beziehen sich einmal generell auf weibliches Sein, attackieren sodann - oft auch heute noch - die „Frau im Beruf“, Frauen in technischen Berufen und insbesondere „Frauen in Führungspositionen“ (Alibi-Frauen ausgenommen) und stellen demgegenüber eine Glorifizierung der Mutter-Rolle, der sogenannten „eigentlichen“ Bestimmung der Frau.

Eine kritische Analyse der Resultate der empirischen Forschung zwingt jedoch zur Korrektur zahlreicher Vorstellungen über „typisch männliche“ und „typisch weibliche“ Eigenschaften und kennzeichnen diese als Resultat überlieferter Stereotypen bzw. sich hartnäckig haltender Vorurteile. Wenn überhaupt Verhaltensunterschiede zwischen Männern und Frauen nachweisbar werden, dann sind diese nur zu einem äußerst geringen Ausmaß als angeboten und damit als unveränderlich und über lange Zeit festgelegt zu betrachten, sondern sind meistens das Ergebnis bestimmter Sozialisationsweisen (MACCOBY 1966; LEHR 1969, 1972; FRABLE 1997). Erziehungsweisen aber lassen sich ändern - wenn auch sehr schwer, vor allem, wenn diese typischen Rollenerwartungen immer wieder eine Verstärkung erfahren, - sei es durch das Schullesebuch, durch die tägliche Werbung in den Medien oder auch durch Predigten mancher Psychologen, Kinderschutzbünde und Stillgruppen, die um die verlorengelungene „Mütterlichkeit“ fürchten und für die das Wort „Väterlichkeit“ gar nicht existiert.

Doch, wenn auch sehr langsam, gewisse Veränderungen lassen sich nicht übersehen.

2 Einige Fakten zur „Frau im Beruf“

„Die größte Revolution unseres Jahrhunderts ist die veränderte Stellung der Frau“,

ein Ausspruch, den Theodor HEUSS (1884-1963) einige Jahre vor seinem Tode getan hat, der vor allem auf die zunehmende Bedeutung der Frauenerwerbsarbeit in unserer Zeit hinzielte. Nun, wir wollen heute hier nicht streiten, ob andere Entwicklungen - wie Computerisierung, Globalisierung, demographischer Wandel - weit bedeutsamere Veränderungen anzeigen; Tatsache ist, daß die Rolle der Frau, die Stellung der Frau in Beruf, Familie und Gesellschaft, erheblichen Wandlungen unterworfen ist, die jedoch keineswegs einen geradlinigen Aufwärtstrend zu mehr beruflichem Engagement, stärkerer Anerkennung und mehr Kompetenzzuweisung erkennen läßt.

„Frauen wieder an den Herd“ titelte die Bild-Zeitung am 21. Mai 1997. Der aktuelle Daten-Report des Statistischen Bundesamtes hatte ergeben: 53% der westdeutschen Männer wünschen sich die Frau als fürsorgliche Hausfrau und Mutter im Vollzeit-Job zuhause; - und 47% der westdeutschen Frauen stimmten dem zu. Ein Drittel der Deutschen meinte überdies: „Frauen sollten eher die Karriere des Mannes unterstützen als selbst einen hohen Posten anzustreben“. Im Zweifelsfall hat die Frau der Familie zuliebe ihre Karriere aufzugeben, nicht aber der Mann.

In Zeiten der konjunkturellen Expansion, in Zeiten der Vollbeschäftigung und des Arbeitskräftemangels heißt es „Die Wirtschaft braucht die Frau“ (so 1956 ein Buchtitel von Ruth BERGHOLTZ), während es in Zeiten der knappen Arbeitsplätze und der Arbeitslosigkeit heißt „Die Familie braucht die Frau und Mutter“ - und es kostet eine erhebliche Anstrengung, gegen diese Ideologie und einseitige Glorifizierung der Mutterrolle anzugehen und anhand wissenschaftlicher Untersuchungsergebnisse die These einer generellen Schädigung der kindlichen Entwicklung durch eine mütterliche Berufstätigkeit zu modifizieren oder gar zu widerlegen (LEHR 1974, 1978). PECHSTEIN, HELLBRÜGGE und MEVES prangern die mütterliche Berufstätigkeit an. MEVES meint sogar: „Es sollte per Gesetz verboten sein, daß Mütter mit Kindern unter drei Jahren außerhäuslich berufstätig sind.“ (MEVES 1985, S.152).

Die Unhaltbarkeit der Überzeugung von der Unersetzlichkeit der ständigen physischen Anwesenheit der Mutter bei ihrem Kleinkind wurde in zahlreichen Studien nachgewiesen - und zwar in den kritischen Literaturberichten von YARROW (1961), RUTTER (1971) und LEHR (1974) sowie durch die Studien u.a. von SCHREINER (1963), MAAS (1963), TIZARD und REES (1974), KOLIADIS (1975), KERPA (1979) und ERNST u. LUCKNER (1985) und anderen. Neuere Untersuchungen in Schweden bewiesen, daß Kinder, welche vor der Vollendung ihres ersten Lebensjahres in ein gut ausgestattetes Kinderzentrum

aufgenommen worden waren, mit acht Jahren sozial angepasster und emotional ausgeglichener waren als solche, die später in das Zentrum kamen (ANDERSSON, 1989) - Nicht die ständige Anwesenheit der Mutter, die Quantität, sondern die Qualität der Pflege und Erziehung stellen sich nach zahlreichen anderen Untersuchungen als die entscheidenden frühkindlichen Einflüsse auf die Entwicklung dar (z.B. LAMB, HWANG et. al. 1988, zusammenfassend SCARR und EISENBERG, 1993).

Freilich, Kinder brauchen ihre Mütter (aber nicht 24 Stunden am Tag), und die Familie braucht auch heute noch die Frau, aber auch den Mann. Kinder brauchen die Mutter und genau so von den ersten Lebensjahren an auch den Vater, wie es eine Vielzahl kinderpsychologischer Untersuchungen nachgewiesen hat (vgl. FTHENAKIS, 1985). Aber darüber hinaus müssen wir heute angesichts des veränderten Lebens- und Familienzyklus, der starken Reduzierung der Kinderzahl, der Technisierung des Haushaltes und nicht zuletzt angesichts der zunehmenden Langlebigkeit bei besserem Gesundheitszustand im Vergleich zu früher feststellen: Auch die Frau braucht die Wirtschaft und den Beruf - genau wie der Mann auch die Familie braucht, in der er sich engagiert, für die er sich einsetzt. Beide Lebensbereiche, Beruf und Familie, haben weder für die Frau noch für den Mann eine Ersatzfunktion, sondern in gleicher Weise eine Ergänzungsfunktion. Beide Bereiche sollten für Mann und Frau in gleicher Weise Lebensaufgabe sein - und nicht mit dem unpassenden Ausdruck der „Selbstverwirklichung“ bedacht werden. -

Ist bereits jetzt schon eine Trendwende zu einer solchen Einstellung festzustellen?

Ende des vorigen Jahrhunderts gingen etwa 25% der Frauen im erwerbstätigen Alter (d.h. 14-65jährigen) einer Erwerbstätigkeit nach, im Jahre 1907 waren es circa 30%, 1925 bis 1939 lag die Zahl ziemlich konstant bei 35-36%. Mitte der 60er Jahre reduzierte sich die Zahl wieder auf 31-32%, um dann erneut anzusteigen und 1985 53,4% im alten Bundesgebiet zu erreichen. 1993 waren 55,1% der Frauen im erwerbstätigen Alter (das immer noch von „unter 15 bis unter 65“ gerechnet wird), 1995 62,6% der Frauen (59,9% in den alten und 73,9% in den neuen Bundesländern) erwerbstätig (vgl. Statistisches Bundesamt, Bevölkerung und Erwerbstätigkeit, 1995).

Dabei hat sich die Struktur der Erwerbstätigkeit geändert. Zwar gibt es nach wie vor eine Bevorzugung von bestimmten Frauenberufen und - zumindest in den alten Ländern - eine gewisse Scheu vor den mehr technisch-handwerklich orientierten Berufen, den sog. „Männerberufen“. Eine Veränderung der

Erwerbstätigenstruktur ist sodann bezüglich des Familienstandes festzustellen, zum andern bezüglich der Qualifizierung der Frauen. Fand man zu Beginn unseres Jahrhunderts eine Berufstätigkeit vorwiegend bei alleinlebenden, kinderlosen Frauen, wird heutzutage Familie und Beruf stärker zu vereinbaren versucht, wenngleich nur 39% der Frauen, die Kinder unter drei Jahren haben, berufstätig sind und knapp 45 % mit Kindern unter sechs Jahren.

Eine weitere Veränderung ergibt sich hinsichtlich der Qualifizierung von Mädchen und Frauen. War um die Jahrhundertwende für Frauen die Volksschulbildung das Übliche - Töchter hatten ihrer Mutter im Haushalt zu helfen und bei der Erziehung und Betreuung der Geschwister zur Hand zu gehen, Söhne durften studieren, auch wenn man es sich vom Munde abgespart hatte -, stehen zumindest in bezug auf die Bildungsabschlüsse heute die Frauen den Männern kaum nach. Der Anteil der Mädchen in einem Abiturientenjahrgang betrug 1957 33,9%, 1972 41,8%, 1982 bereits schon 49,3% und 1995 sogar 54,43% (vgl. Stat. Jahrbuch 1997).

Doch, das Abitur geschafft zu haben, bedeutet für Mädchen auch heute noch lange nicht, ein Studium zu beginnen, - wenngleich sich hier enorme Veränderungen vollzogen haben. 1960 waren 27% aller Studienanfänger Frauen, 1970 28,8%, 1990 39,3%, 1992 44,3%, und 1994 44,4%.

Allerdings finden wir bei Frauen häufiger Studienabbrecher als bei Männern, was weniger auf die (mangelnde) Leistungsfähigkeit zurückzuführen sein dürfte als auf traditionelle weibliche Rollenvorstellungen im Sinne vom bereits zitierten Prof. Erich ROTHACKER. 1960 waren 23,9% aller Studierenden Frauen, 1970 dann 25,6%, 1975 33,7%, 1980 36,7%, 1990 (im gesamten Bundesgebiet) 38,9% und 1994 schließlich 40,5%.

Es gilt nun einmal: Je qualifizierter die Abschlußprüfungen sind - Magister, Diplom, Staatsexamen, Promotion - um so mehr sinkt der prozentuale Anteil von Frauen (bei allerdings besseren Zensuren!). 1993 schreibt Jürgen SCHMUDE („Professorinnen und weibliche Habilitierte an deutschen Hochschulen“): „Bis heute sinkt der Frauenanteil an den Hochschulen mit steigendem Qualifikationsniveau rapide ab“. SCHMUDE weist darauf hin, daß erstmals im Jahre 1900 in Baden eine Immatrikulation von Frauen erlaubt wurde (1903 in Bayern, 1904 in Württemberg, 1906 in Sachsen - und 1908 an allen preußischen Hochschulen). In den USA konnten Frauen seit 1853 studieren, in Frankreich seit 1861, in der Schweiz seit 1864, in Finnland 1870 und in England 1878. Doch von der ersten regulären Immatrikulation von

Frauen an deutschen Hochschulen dauerte an es noch 20 Jahre, bis Frauen die Möglichkeit zur Habilitation erhielten. Von 1920 bis 1970, also in 50 Jahren, habilitierten sich in Deutschland insgesamt 481 Frauen (1920-1933 waren es 148, 1933-1945 nur 41!). Wissenschaftlerinnen, die bereits an der Hochschule tätig waren, wurden damals durch das „Gesetz über das Berufsbeamtentum vom 2.4.1933“ entlassen. Erst nach der Beendigung des 2. Weltkriegs stieg die Zahl der jährlichen Habilitationen von Frauen. Mitte der 50er Jahre waren es zehn Frauen pro Jahr, Ende der 60er Jahre 20 Frauen. Der Frauenanteil der Habilitationen lag in den 60er Jahren bei 3%. Das durchschnittliche Habilitationsalter bei Frauen betrug 39,6 Jahre, das der Männer lag etwa 4 Jahre niedriger. Nach 1970 zeigte sich ein Anstieg der Habilitationen; 1981 wurden an Universitäten in der BRD insgesamt 1004 Habilitationen durchgeführt - dabei waren 52 Frauen (ca. 0,5%). 1983 waren es 6,85%, 1990 dann immerhin 9,9%. 1992 gab es in der gesamten Bundesrepublik 1311 Habilitationen, davon 169 von Frauen (12,8%); 1994 waren unter den 1444 Neu-Habilitierten 197 Frauen (13,6%). -

Interessant ist die Feststellung, daß von 1920 bis heute nach wie vor vier von fünf habilitierten Frauen ledig sind. Außerdem, so SCHMUDE: „Die meisten Professorinnen bleiben auf den unteren Stufen der Professorenhierarchie“ sitzen. Für die überwiegende Mehrheit der zwischen 1946 und 1970 an einer bundesdeutschen Hochschule (63,6%) lehrenden Professorinnen erfolgte lediglich eine Berufung; 36% der Professorinnen hatten zwei und 10,6% drei Rufe. - Professorinnen blieben meist „im eigenen Hause“; eine geringe Mobilität wird ihnen bescheinigt (SCHMUDE, 1993).

Nach einer Statistik, herausgegeben vom Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft, Forschung und Technologie in Bonn („Grund- und Strukturdaten 1996/97“) waren 1993 nur 4% der C4-Stellen, 7,2% der C3-Stellen, 9,4% der C2-Dauerstellen und 13,7% der C2-Zeitstellen von Frauen besetzt. Am 16. April 1997 hat das Statistische Bundesamt (Pressemitteilung 107/97) mitgeteilt: „In den vergangenen Jahren ist der Frauenanteil an der gesamten Professorenschaft kontinuierlich angestiegen: Ende 1992 lag der Frauenanteil bei den Professoren (C2 - C4) bei 6,5%; Ende 1995 waren unter den Professoren 8,2% oder 3073 Frauen“.

„Es war gewiß nicht immer nur Glück“, das diese Frauen, die sich habilitieren konnten bzw. als Hochschullehrerinnen eine Professur erhielten, hatten. Es war harte Arbeit, es war Ankämpfen gegen Vorurteile, es war oft Verzicht auf Freizeit und geregelte Nachtruhe - es war oft ein „Zähne-zusam-

menbeißen - und durch“. Doch das gilt nicht nur für Frauen in der Wissenschaft, sondern auch für Frauen in Führungspositionen im allgemeinen.

3 Zur „Karriereorientierung“ von Frauen und Frauen in Führungspositionen

Ein leichter Trend einer Zunahme von Frauen in gehobeneren Positionen ist während der letzten drei Jahrzehnte zu beobachten. In einigen Branchen ist es für Frauen leichter geworden, wenigstens in die mittleren Ränge aufzusteigen. Hinsichtlich des Zugangs zu Führungspositionen hat sich die Situation bei uns jedoch nicht nennenswert verändert. Die Gründe der starken Unterrepräsentation von Frauen in führenden Positionen sind vielseitig. Neben der vielfach auf Unterlassungssünden bei Schul- und Berufsausbildung beruhenden geringeren beruflichen Qualifikation der Frau, neben der häufig durch Unstetigkeit gekennzeichneten Berufsbiographie (zu der auch die durch das Gesetz begünstigte „Verführung“ zu drei Jahren Mutterschaftsurlaub beiträgt), dem verstärkten Einsatz als Teilzeit-Arbeitskraft (eine von der Gesellschaft eher gebilligte Rolle als die der vollzeit-berufstätigen Hausfrau), aber auch neben dem oft fehlenden Aufstiegswillen und der oft anezogenen Scheu vor einer Übernahme von Verantwortung, neben dem familiären Verpflichtungsgefühl sind es vor allem (männliche) Vorurteile weiblichen Führungskräften gegenüber. Durch das der Frau auch heute noch zugeschriebene „Primat der familiären Pflichten“ wird nun einmal ein Berufsaufstieg erschwert, auch dann, wenn die berufliche Qualifikation gegeben ist. Ein Aufrücken in verantwortungsvollere Positionen macht vielfach einen Ortswechsel erforderlich, ein Aufgeben der geregelten Arbeitszeit, Überstunden, längere Abwesenheit von Zuhause, erfordert Flexibilität. Man rechnet vielfach von vornherein damit, daß die Frau derartige Angebote ausschlägt und hält oft deswegen gleich mit solchen Angeboten zurück.

In den 70er und 80er Jahren sind zur „Karriere-Orientierung“ von Frauen einige Publikationen erschienen, die den beruflichen Aufstieg vielfach unter dem Aspekt eines Verzichtes auf familiäres Glück diskutieren (z.B. BOCK-ROSENTHAL et. al. 1978). Doch man sollte nicht vorschnell generalisieren. Man kann gewiß nicht behaupten, daß Berufserfolg nur auf Kosten der familiären Harmonie erreicht wird. Allerdings trifft es genau so wenig zu, daß Frauen mit Familienerfahrung für Führungspositionen besonders geeignet seien, weil sie durch ihre Familientätigkeit Kreativität, Kunst zur Improvisation, Flexibilität, Diplomatie und Einfühlungsvermögen trainiert hätten und

Entscheidungen nicht diktatorisch fällen, sondern plausibel zu machen versuchen (STÖDTER, nach HAUSER 1987).

In ihrem soeben publizierten Übersichtsreferat „Woman and Career Development: a Decade of Research“ (1997, 48, 31-59) stellen die Autorinnen Susan D. PHILLIPS and Anne R. IMHOFF einleitend fest, daß in den Medien, vor allem den Zeitschriften und Fernsehsendungen die Darstellungen „of men and women continues to be quite traditional“. Notwendig aber ist, daß erfolgreiche Frauen, mit denen man sich identifizieren kann, als Modelle herausgestellt werden: „the exposure to models have been effective in reducing gender role stereotyping associated with occupational activities“ (SMITH, W.S. u. ERB, T., 1986: „Effect of woman science career role models on early adolescent's attitudes toward scientists and woman in science“ J. Research Sci. Teach. 23; 667-676). Notwendig ist, ein positives Selbstbild schon bei Mädchen zu stärken, Frauen zu einer eigenen weitreichenden Lebensplanung anzuregen und sie dazu ermuntern, diese zielstrebig zu realisieren versuchen. Wer sich auf einen Glückszufall verläßt, kann lange warten.

Margarita MATHIOPOULOS hat in ihrem 1997 herausgegebenen äußerst lezenswerten Buch „Die geschlossene Gesellschaft und ihre Freunde“ unter dem Kapitel „Vorherrschaft der Platzhirsche“ (S. 90 f.) ebenso die Thematik der Frauen in Führungspositionen angesprochen und stellt sehr richtig fest: „Frauen benötigen eine wesentlich höhere Qualifikation als Männer, um in den erlauchten Kreis des deutschen Managements aufsteigen zu dürfen: 64% der Frauen haben promoviert, hingegen nur 36% der Männer.... Bei uns erhält eine (erfolgreiche) Frau gleich den negativ klingenden Titel „Karrierefrau“. Da wird dann mit der Nase gerümpft: eine ehrgeizige „Ziege“, die der eigentlichen „Berufung“ der Frau zu entkommen versucht“ (MATHIOPOULOS, 1997, S.91).

Kürzlich wurde festgestellt (Sigrid QUACK: Karrieren im Glaspalast - weibliche Führungskräfte in Europäischen Banken, 1997), daß für Frauen die Chancen, in der Management-Hierarchie aufzusteigen, größer geworden sind - allerdings weniger bei uns in Deutschland als in den skandinavischen, englischen und irischen Banken, auch wenn das Handelsblatt titelte: „Die Zeit der Herrenclubs läuft ab - Bankerinnen machen sich auf den Weg nach oben“ - gelangen aber nicht ganz an die Spitze, müßte man ergänzen. Im höheren Management, das neben den Unternehmensvorständen auch die Direktoren und Direktorinnen von Geschäftsbereichen und Abteilungen umfaßt, waren 1990 nur 5,9% und 1995 8,2% Frauen vertreten; im mittleren Management

(Leiterinnen von Regionalfilialen und großen Zweigstellen) waren es 13,1% 1990 und 18,2% 1995; im unteren Management (Leiterinnen von Arbeitsgruppen und kleinen lokalen Zweigstellen) waren es 1990 24,7%, 1995 27,5%. Während Frauen knapp die Hälfte der Beschäftigten insgesamt ausmachten, stellten sie nur ein Sechstel der Führungskräfte.

Die 4. UN-Weltfrauenkonferenz 1995 in Peking hat weltweit Trends der Frauen im Beruf, aber auch der Frauen in verantwortungsvoller Position deutlich werden lassen (vgl. BMFSFJ 1996). Danach nahm von 1970 bis 1990 die Teilnahme der Frauen im Berufsleben zu - in Westeuropa von 37 auf 51% -, aber selbst auch in den asiatischen Ländern, wo sie sich teilweise den 60% annähert. Dabei handelt es sich aber gewiß nicht um Führungskräfte.

Eine Aufstellung von Frauen als Präsidentinnen oder Premierministerinnen im 20. Jahrhundert zeigt, daß nur 24 Frauen weltweit als Regierungschefinnen im 20. Jahrhundert tätig waren. 1987 waren weltweit 3,3% aller Kabinettsmitglieder Frauen, 1994 immerhin 5,7% - aber noch viel zu wenig. Eine Aufstellung der Länder, die 1994 mehr als 15% Frauen in der Ministerriege oder unter den Staatssekretären hatten, ist recht interessant: so waren es 1994 in Deutschland 16% unter den Ministern und 5% unter den Staatssekretären. 1994 waren in Deutschland 21% der Parlamentsmitglieder Frauen, in Norwegen und Finnland je 39%, in Schweden 34%, in Dänemark 33%, den Niederlanden 31%, in Island 24%, in Österreich 21% und Luxemburg 20%. (Vgl. hierzu auch Birgit MEIER: „Frauen im Männerbund“, 1997).

Offenbar wird bei der Vergabe von leitenden Positionen immer noch mit zweierlei Maß gemessen. Freilich, Karriere setzt bei Frau und Mann berufliche Qualifikation, bestimmte Persönlichkeitseigenschaften und günstige private, familiäre und gesellschaftliche Bedingungen voraus - bei der Frau allerdings etwas ausgeprägter als beim Mann. Man könnte spöttisch behaupten, Frauen machen im Vergleich zu Männern seltener Karriere, „weil sie keine Frau zuhause haben, die ihnen hilft“. Der Volksmund sagt hierzu treffend: „Die Frau sonnt sich im Erfolg ihres Mannes“ (schließlich bildet sie sich wenigstens ein, selbst mit dazu beigetragen zu haben), aber „der Mann muß den Erfolg seiner Frau verkraften“; bei ihm erkundigt man sich, wie er „damit fertig wird“ bzw. setzt von vornherein voraus, daß er unter dem Erfolg seiner Frau leiden muß, daß er dadurch Minderwertigkeitskomplexe bekommen muß. Dies ist - wie Untersuchungen zeigen - allerdings dann weniger der Fall, wenn er an ihrem Erfolg selbst mitbeteiligt ist und somit ihr

Erfolg auch zu seinem Erfolg wird. Hier stellt Helga STÖDTER sehr richtig fest: die Rolle des Ehemannes ist in unserer Gesellschaft neu zu definieren. Warum sollte eine erfolgreiche Frau nicht als „Statussymbol“ des Mannes erlebt werden?

So weit scheint es noch lange nicht zu sein. Christine DEMMER hat in ihrem Beitrag „Frauen im Management - von der Reservearmee zur Begabungsreserve“, 1991 unter anderem eine interessante Gegenüberstellung gegeben. Hier werden tief verankerte Vorurteile deutlich:

Ein Familienfoto steht auf
SEINEM Schreibtisch:
ein solider, treusorgender Mann;

Ein Familienfoto steht auf IHREM
Schreibtisch:
*ihre Familie kommt vor dem
Beruf;*

SEIN Schreibtisch ist überladen:
Er ist sehr belastbar und fleißig;

IHR Schreibtisch ist überladen:
sie ist unordentlich und zerfahren;

ER spricht mit Kollegen:
Er wälzt geschäftliche Probleme;

SIE spricht mit Kollegen:
sie klatscht;

ER ist nicht an seinem Schreibtisch:
Er wird in einer Konferenz sein;

SIE ist nicht an ihrem Schreibtisch:
*Sie ist wohl auf der Toilette, vor
dem Spiegel;*

ER ist nicht im Büro:
Er trifft sich mit Kunden;

SIE ist nicht im Büro:
Sie wird beim Einkaufen sein;

ER ist mit dem Chef zum Essen:
er macht Karriere;

SIE ist mit dem Chef zum Essen:
die haben etwas miteinander;

Der Chef hat IHN kritisiert:
Er wird sich zusammennehmen;

Der Chef hat SIE kritisiert:
Das wird ihr zugesetzt haben;

IHM ist Unrecht geschehen:
ist er wütend geworden?

IHR ist Unrecht geschehen:
Hat sie geweint?

ER heiratet:
das gibt mehr Beständigkeit;

SIE heiratet:
*Dann kommt ein Kind, und sie
geht;*

Bei IHM gibt es Nachwuchs:
Grund für eine Lohnerhöhung;

bei IHR gibt es Nachwuchs:
Sie fällt aus - die Firma zahlt;

ER geht auf Geschäftsreise:
Das ist gut für seine Laufbahn;

SIE geht auf Geschäftsreise:
Was sagt ihr Mann dazu?

ER kündigt und verbessert sich:
Er weiß eine Chance zu nutzen;

SIE kündigt und verbessert sich:
Frauen sind unzuverlässig.

Nun, man könnte das fortsetzen. Tatsache ist: im öffentlichen, politischen, wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Leben Positionen zu erreichen, anerkannt zu werden, ist harte Arbeit und nicht immer nur Glück! Und solche Positionen inne zu haben, macht keineswegs immer glücklich! Aber das gilt sicher auch für viele Männer.

4 Eine Trendwende in der beruflichen Situation der Frau - Wunsch oder Wirklichkeit?

Alle politischen Parteien haben die „Frauenförderung“ auf ihre Fahnen geschrieben. Doch man fragt sich heute, ob man sich - auch im Bereich der Frauenförderung- damals nicht für manche Ziele eingesetzt hatte, die sich letztlich als Bumerang gegen die Belange der Frau auswirken werden. Das, was bisher damit erreicht ist, hält sich in Grenzen. Freilich, der Anteil der Frauen in führenden Positionen, im Management, in der Politik und im Hochschulbereich steigt - wenn auch sehr langsam. Leben wir immer noch in einer frauenfeindlichen Welt? -

Sicher, wir haben eine hohe Arbeitslosigkeit, und da heißt es nun einmal nicht „die Wirtschaft braucht die Frau“, sondern da wird nun einmal an die vornehme Pflicht der Mutterschaft appelliert und die Bedeutung des möglichst neun Monate langen Stillens (obwohl Untersuchungen zeigten, daß nach einer mehr als sechsmonatigen Stillphase Verhaltensstörungen des Kindes nicht auszuschließen sind) und der „ständigen Bezugsperson“ (die man doch trotz Berufstätigkeit bleiben kann!) hervorgehoben. Berufstätigen Müttern stehen große Teile unserer Bevölkerung heute sehr skeptisch gegenüber. Das erst veranlaßt sie, ihre Mutter- und Hausfrauenrolle besonders ernst zu nehmen. (Warum müssen eigentlich berufstätige Mütter - um sich zu rechtfertigen - immer gleich 300%ige gute Hausfrauen sein - damit man ihnen ja keine Vernachlässigung des Haushalts nachsagen kann?).

Ich war als Ministerin für die Verlängerung des Erziehungsurlaubs von 18 auf 24 Monate zuständig; mittlerweile sind wir bei 36 Monaten - ein Gesetz, das damals von allen Parteien begrüßt wurde. Aber half das der Frau wirklich? Manch einer Frau sicher, aber für Frauen in qualifizierten Berufen kann diese Vergünstigung zu einem Danaer-Geschenk werden: eine junge Wissenschaftlerin, die drei Jahre unterbricht, findet nur sehr schwer wieder den Anschluß! Dieses Gesetz verführt dazu, die Berufstätigkeit lange zu unterbrechen - und dank dieses Gesetzes erwartet das die Umwelt von einer jungen Mutter und verurteilt eine vorzeitige Rückkehr in den Beruf. Dies führt oft zu einer Aufgabe ihrer Karriere-Pläne. Das schadet; das schadet dem Kind, das vielfach durch overprotection lebensuntüchtig gemacht wird; das schadet aber auch der Frau, für die die Mutterschaft sicher eine sehr wichtige Phase in ihrem Leben ist, aber in unserer Zeit eine zeitlich nur sehr begrenzte; was geschieht 15 bis 20 Jahre später mit dem großen Rest des Lebens ohne Beruf? Diese neue Ideologisierung der Mutter-Rolle schadet auf weitere Sicht gesehen aber auch der Partnerschaft und der Familie, die sich mit einer unzufriedenen Ehefrau und einer in ihrem Lebensraum begrenzten Mutter zurechtfinden muß - wenn es nicht sogar zur Scheidung kommt. Sie schadet aber letztendlich auch der Gesellschaft, der Wirtschaft und der Wissenschaft, die heute auf Frauen und deren ungeteiltes Engagement im Beruf nicht verzichten können.

Eine weitere heikle Frage ist, ob alle sonstigen frauenfördernden Maßnahmen wirklich greifen. Gereicht eine Frauenbeauftragte immer zum Segen? Ist eine Propagierung der „Frauenforschung“ immer so günstig, vor allem dann, wenn man diesen Begriff mit einer Aufweichung strenger Forschungskriterien und Forschungsmethoden in Verbindung bringt? Führt die Vorschrift, die Nichtberücksichtigung von weiblichen Bewerbern auf eine Professur genau zu begründen, zu einer Förderung der Frauen im Beruf? Oder ist darin eher eine Barriere zu sehen, da hier die (aus der Situation heraus erforderlichen) Negativ-Begründungen zu ihren Personalakten kommen, was bei den abgelehnten männlichen Bewerbern nicht geschieht. Auch die an sich richtige Forderung, alle Kommissionen auch mit Frauen zu besetzen, führt dazu, daß die wenigen im Hochschulbereich tätigen Frauen von einer Sitzung in die andere hetzen, während ihre männlichen Kollegen Zeit zum Forschen haben.

„Die Frau im Beruf: Entwicklungen in den letzten Jahrzehnten“: Freilich, eine Berufstätigkeit der Frau und Mutter ist heute selbstverständlicher geworden. Und in mancher Hinsicht ist es leichter geworden, als Frau heute in

Führungspositionen aufzurücken - aber es ist immer noch schwer genug! Hier muß noch sehr viel geleistet werden, um die de jure verbürgte, aber de facto noch lange nicht erreichte „Gleichberechtigung“ durchzusetzen.

Schon vor 30 Jahren - und davor - haben wir das einseitige „traditionelle“ Rollenverständnis beklagt - und es zeigte sich in den 70er und frühen 80er Jahren manch ein Lichtschimmer in bezug auf mehr Partnerschaftlichkeit. Mehr und mehr trifft man seit dieser Zeit junge Väter, die ihre Babys wickeln, herumtragen, beaufsichtigen und auch im Haushalt „zur Hand“ gehen. Doch dieser Trend hat offenbar nur sehr begrenzt zu einer Entlastung der Frau und jungen Mutter geführt, zumal ihr - wenn es darauf ankommt - dann doch allein die Verantwortung für das Kind in die Schuhe geschoben wird.

Hier muß sich in unserer Gesellschaft noch etwas ändern. Eine solche Korrektur von Rollenklischees und eine realistischere Sicht der Aufgaben als Mutter scheint mir wichtiger als die Einführung von „Frauenquoten“ oder „Quotenfrauen“. (Vgl. hierzu auch Ellen SCHLÜTER „Die Frau als Universitätslehrerin“, 1991, 87-90). Darin heißt es: „Der Schlüssel zur Förderung der Frau in der Universität ist die Promotionsförderung“, d.h., schon eine Förderung der Studentinnen zur aktiven Mitarbeit am Lehrstuhl. „Anzustreben ist das Selbstbild einer angehenden Akademikerin, die keine Sondervorteile für sich in Anspruch nehmen, sondern durch Leistung vorankommen will.“

Es ist gewiß sehr schlimm, eine Stelle, eine Position deswegen nicht zu bekommen, weil man eine Frau ist. - Aber es ist noch viel schlimmer, eine Position nur deswegen zu bekommen, weil man eine Frau ist!

Literatur

- ANDERSSON, B.E. (1989): Effects of public day care - a longitudinal study; *Child Development*, 60, 857-866
- BERGHOLTZ, R. (1956): *Die Wirtschaft braucht die Frau*; Leske, Darmstadt
- BOCK-ROSENTHAL, E., HASSE, Ch., STREEK, S. (1978): *Wenn Frauen Karriere machen*; Campus, Frankfurt
- BUNDESMINISTERIUM für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.), (1996): *Die Frauen der Welt 1995: Trends und Statistiken*; 4. UN-Weltfrauenkonferenz, Peking 1995; Bonn
- DEMMER, Ch. (Hrsg.) (1991): *Frauen ins Management: Von der Reservarmee zur Begabungsreserve*; Gabler, Frankfurt

- DEUTSCH, H. (1944): *Psychology of women*, (2. Vol. 1945), Grune & Stratton Inc., New York (Deutsch: *Psychologie der Frau*, Bd. 1 1948, Bd. 2 1954; Huber, Bern)
- ERNST, C. & L.v. LUCKNER (1985): *Stellt die Frühkindheit die Weichen? - eine Kritik der Lehre von der schicksalshaften Bedeutung erster Erlebnisse*; Enke, Stuttgart
- FRABLE, D.E.S. (1997): *Gender, racial, ethnic, sexual, and classic identities*; *An. Rev. Psychol.*, 48, 139-162
- FTHENAKIS, W.E. (1985): *Väter - Zur Psychologie der Vater-Kind-Beziehung*; Urban & Schwarzenberg, München
- HAUSER, R. (1987): *Rollentausch*; *Capital*, 5, 29, 291-194
- HELLBRÜGGE, Th. (1964): *Kindliche Entwicklung und Sozialarmut*, Das Podium, Don Bosco Verlag, München
- HELLBRÜGGE, Th. (1967): *Schwerpunkt der sozialen Pädiatrie im Kleinkindes- und Schulalter*; in: *Ärztliche Jugendkunde*, 58, 7-8; 281-303
- HELLBRÜGGE, Th. (1974): *Kindliche Sozialisation und Sozialentwicklung. Fortschritte der Sozialpädiatrie*, Bd. 2, Urban & Schwarzenberg, München
- KERPA, U. (1979): *Mutterrolle und mütterliche Berufstätigkeit im Erleben des Kindes*; *Phil. Diss. Univ. Bonn*
- KANT, I. (1922): *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht*; Leipzig, Meiner Verlag (Erstauf. 1798)
- KOLADIS, E. (1975): *Mütterliche Erwerbstätigkeit und kindliche Sozialisation*; Beltz, Weinheim
- LAMB, M.E.; HWANG, C.; BOOKSTEIN, F.L.; BROBERG, A.; HULT, G. & FRODI, M. (1988): *Determinants of social competence in Swedish preschoolers*; *Developmental Psychology*, 24, 58-70
- LEHR, U. (1969): *Die Frau im Beruf - eine psychologische Analyse der weiblichen Berufsrolle*; Athenäum, Wiesbaden
- LEHR, U. (1970): *Die Frau im Betrieb*; in: A. Mayer & B. Herwig (Hrsg.): *Handbuch der Psychologie*, Bd. 9, *Betriebspsychologie*; 2. A. Hogrefe, Göttingen, 735-777

- LEHR, U. (1972): Die Bedeutung der Sozialisation geschlechtsspezifischer Verhaltensweisen; in: C. Graumann (Hrsg.): Handbuch der Psychologie, Bd. 7, Sozialpsychologie/2, 886-954
- LEHR, U. (1974, 2. Aufl. 1978): Die Rolle der Mutter in der Sozialisation des Kindes; Steinkopff, Darmstadt
- LEHR, U. (1987): Zur Situation der älterwerdenden Frau: Bestandsaufnahme und Perspektiven bis zum Jahr 2000; Beck, München
- LIEPMANN, W. (1920): Psychologie der Frau; Versuch einer synthetischen sexualpsychologischen Entwicklungslehre; Urban & Schwarzenberg, Berlin/Wien
- MAAS, H.S. (1963): Long-term-effects of early childhood separation and child care; Vita Humana 6, 34-56
- MACCOBY, E.E. (1966): The psychology of sex-differences; University Press, Stanford, CA.
- MATHIOPOULOS, M. (1997): Die geschlossene Gesellschaft und ihre Freunde; Hoffmann & Campe, Hamburg
- MEVES, Ch. (1985): Wegweiser und Dornenhecken; in: J. Krainer, W. Mautl, M. Prisching & M. Steiner: Nachdenken über Politik, Styria, Graz, S. 139-159;
- MEYER, B. (1997): Frauen im Männerbund - Politikerinnen in Führungspositionen von der Nachkriegszeit bis heute; Campus, Frankfurt
- MOEBIUS, B.v. (1908): Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes; Leipzig
- PECHSTEIN, J. (1971): Sind mehr Kinderkrippen wünschenswert? Erwerbstätigkeit junger Mütter als gesellschaftliche Gefahr, in: Nachrichtendienst (NDV) 51/7, 185-187
- PECHSTEIN, J., SIEBENMORGER, E. & WELTSCH, D. (1972): Verlorene Kinder? Die Massenpflege in Säuglingsheimen: ein Appell an die Gesellschaft; Kösel, München
- PHILLIPS, S.D. & A.R. IMHOFF (1997): Women and career development - a decade of research; An. Rev. Psychol., 48, 31-59
- QUACK, S. (1997): Karrieren im Glaspalast - weibliche Führungskräfte in Europäischen Banken; WZB, Mitt. 77, 12-15

- RUTTER, M. (1971): Parent-child separation: psychological effects on the children, in: *Journal of Child Psychology and Psychiatry*, 12, 233-260
- SCARR, S. & EISENBERG, M. (1993): Child care research: issues, perspectives, and results; *Ann. Rev. Psychol.*, 44, 613-644
- SCHLÜTER, E. (1991): Die Frau als Universitätslehrerin; *Deutscher Hochschulverband, Mitteilungen* 2/91, 87-90
- SCHMUDE, J. (1993): Professorinnen und weibliche Habilitierte an Deutschen Hochschulen; *Deutscher Hochschulverband, Mitteilungen* 3, 175-178
- SCHREINER, M. (1963): Auswirkungen mütterlicher Erwerbstätigkeit auf die Entwicklung von Grundschulkindern; in: *Archiv Ges. Psychologie*, 115, 334-361
- SCHOPENHAUER, (1851): *Metaphysik der Geschlechtsliebe* (s. Gesamtausgabe: Schopenhauers sämtliche Werke, Insel, Frankfurt)
- STATISTISCHES BUNDESAMT (Hrsg.) (1997): *Statistisches Jahrbuch der Bundesrepublik Deutschland*, Wiesbaden
- STATISTISCHES BUNDESAMT (Hrsg.) (1995): *Bevölkerung und Erwerbstätigkeit*; Wiesbaden
- TIZARD, B. & REES, J. (1974): A comparison of the effects of adoption, restoration to natural mother, and continued institutionalization on cognitive development; *Child Development* 45, 92-99
- VILAR, E. (1971): *Der dressierte Mann*; Bertelsmann, Gütersloh
- WEININGER, O. (1903): *Geschlecht und Charakter* (Braumüller, Wien/Leipzig, 1919, 18. Aufl.)
- SMITH, W.S. & ERB, T.O. (1986): Effect of women science career role models on early adolescent attitudes toward scientists and women in science; *J. Res. Sci. Teach.* 23, 667-676
- YARROW, L.J. (1961): Maternal deprivation: toward an empirical and conceptual re-evaluation; In: *Psychological Bulletin* 58, 459-49

Gisela Ehmann

Vom hippokratischen Eid zum Shareholder-Value

Die Entscheidung für den Arztberuf hatte bei mir schon etwas mit Berufung zu tun. Das war 1960 auch keineswegs unüblich. Schließlich gab es noch keinen numerus clausus, dem sich eine Berufung unterordnen mußte, oder der andererseits, bei entsprechend gutem Abiturzeugnis, den Arztberuf überhaupt erst nahelegte. Außerdem konnten die ärztlichen Vorbilder in meiner Umgebung damals ihrem Beruf noch ohne allzuviel Bürokratie und Einschränkungen durch Budgets nachgehen. Und so war der Weg vorgezeichnet, durch ein Medizinstudium mein Helfersyndrom in geordnete berufliche Bahnen zu lenken.

Im Laufe meines Berufslebens trat dann aber der hippokratische Eid mehr und mehr in den Hintergrund und mußte dem Shareholder-Value Platz einräumen. Das ist der Wert, den eine Aktiengesellschaft für die Geldgeber, also die Aktionäre hat, und der in den Geldwerten von Aktien bzw. ihren Veränderungen zum Ausdruck kommt. Daß also nach dem ursprünglich gewählten ein anderer, durchaus nicht unumstrittener Wertmaßstab zunehmend mein Arbeitsumfeld bestimmte, das hatte zunächst vor allem mit der Biologie zu tun. Im weiteren Verlauf kamen dann Gelegenheiten hinzu, die ich nutzte, einige gute Chancen und ab und zu das berühmte Quentchen Glück.

Der Arztberuf im engeren Sinne scheiterte also daran, daß es da plötzlich eine Familie gab. Wie schwer es ist, Beruf und Familie unter einen Hut zu bringen, erfuhr ich unmittelbar nach dem Staatsexamen mit der Geburt meiner älteren Tochter. Wenn keine Großmütter in der Nähe sind und das verfügbare Geld für eine Tagesmutter nicht reicht, erfordert die Organisation der Kinderbetreuung, noch dazu bei einem Beruf, der Nachtdienst und Wochenendarbeit beinhaltet, gute Nerven, verständnisvolle Kollegen und wohlwollende Chefs. Die Nerven waren wohl da. Und auch die Kollegen, vor allem die weiblichen, hatten Verständnis, das natürlich nicht allzusehr strapaziert werden durfte. Aber bei der Wahl des richtigen Chefs, da verließ mich damals manchmal schon das Glück.

Ich erinnere mich daran, daß ich mich um eine Stelle in der Universitätshautklinik beworben hatte und zu einem Vorstellungsgespräch eingeladen worden war. Ich baute also einmal mehr auf das Verständnis meiner Kollegen, die mich während meiner Abwesenheit vertreten und meine Arbeit mitmachen mußten, und fuhr in die Klinik. Das hätte ich mir besser erspart. Ich wurde mit der Mitteilung empfangen, daß man Frauen generell nicht einstellen würde. Die Einladung sei eine reine Formsache gewesen, man hätte mir diese Botschaft jedoch nicht schriftlich geben wollen. Aber vielleicht war ja gerade das sogar Glück, denn was hätte mich wohl bei einem solchen „Chef“ erwartet!

Natürlich haben nicht nur Zufall, Chancen und Glück, sondern auch eigene Entscheidungen meinen Weg beeinflußt. Welche Rolle dabei jedoch die Ratio und welche das Gefühl und das Unterbewußtsein gespielt haben, kann ich schwer abschätzen. Selbstverständlich habe ich, wie jeder, das Für und Wider neuer Pläne abgewogen, aber die situativ unterschiedliche Mischung von Neugier und Angst vor dem Neuen spielte immer auch eine Rolle. Und als ich mich dafür entschied, keine Facharztausbildung anzufangen, sondern ein zweites Kind zu bekommen und meine Berufstätigkeit für eine gewisse Zeit zu unterbrechen, da war es primär das schlechte Gewissen gegenüber meiner älteren Tochter, das mich trieb.

Der Wiedereinstieg in ein Berufsleben erfolgte nach drei Jahren mit einer gutachterlichen Tätigkeit, die mir viele zeitliche Freiräume ließ. Ich beurteilte im Rahmen des sogenannten Idiotentestes beim TÜV die medizinischen Voraussetzungen für die Fahrtüchtigkeit unterschiedlichster Antragsteller. In diesem Zusammenhang lernte ich viel über Alkohol- und Drogenabhängigkeit und nutzte diese Kenntnisse später, als mir bei beruflicher Schreibtischtätigkeit der Kontakt zu Patienten fehlte. Diese Schreibtischtätigkeit ergab sich, als ich wegen eines Umzugs meine Tätigkeit für den TÜV aufgeben mußte und auf der Suche nach einem Halbtagsjob in der Pharmaindustrie landete.

Aber der Beginn dieser industriellen Schreibtischtätigkeit war der Beginn von so etwas wie einer beruflichen Karriere. Glück spielte dabei durchaus eine Rolle, aber eher als das Glück der Tüchtigen. Denn ich merkte, daß mir diese Tätigkeit, für die ich längere Zeit glaubte, mich entschuldigen zu müssen, durchaus lag.

Meine Aufgaben waren im medizinisch-wissenschaftlichen Bereich und hatten viele Berührungspunkte mit dem Vertrieb von Arzneimitteln. Es war ein

sehr vielseitiges Aufgabengebiet, in dem ich der Kinder wegen zunächst mehrere Jahre im Rahmen einer Halbtagsstelle arbeitete. Daß ich dies dennoch bald in der Funktion einer Abteilungsleiterin tun konnte, verdankte ich einerseits der Toleranz und Flexibilität meiner damaligen Arbeitgeber. Das war Glück. Wichtig für den Erfolg waren andererseits dann aber auch Ehrgeiz, Engagement und wachsende Sachkompetenz.

Ich stellte mich nach einigen Jahren privat auf eigene Füße und arbeitete nun ganztags. Hier in Norddeutschland bekam ich die Chance, weitere vielfältige Erfahrungen zu sammeln, erlebte, daß man Vertrauen in mich setzte und rechtfertigte dies. Es gab ein Team mit gemeinsamen Zielen, für die man sich mit Elan einsetzte. Durch die leicht rosarote Brille der Erinnerung betrachtet, war dies eine Zeit, in der Arbeit richtig Spaß machte, weil der Erfolg sichtbar war und mit Anerkennung nicht gespart wurde.

Und dann trat – nicht ganz unerwartet – ein Ereignis ein, das heute schon zum Industrieanfall gehört, die Betroffenen jedoch sehr beunruhigen und viele auch aus der Bahn werfen kann. Die Firma, für die ich arbeitete, wurde von einem großen, international tätigen Konzern übernommen, und der ganze Verwaltungsbereich wurde aufgelöst. Ich bekam das Angebot, für die deutsche Niederlassung des Konzerns in München zu arbeiten. Mein Berufsweg hatte mich von Berlin über Köln, Ulm und die Schweiz ins norddeutsche Oldenburg geführt. Hier hatte ich mich auch persönlich sehr zu Hause gefühlt, wahrscheinlich, weil ich in dieser Gegend aufgewachsen war und entsprechende Prägungen erhalten hatte.

Nun sollte es also München sein, für viele ein Mekka, für mich ein Ort, zu dem ich mich erst sehr motivieren mußte. Ich sagte mir also, daß meine Kinder selbständig seien, ein neuer Wirkort auch neue Chancen biete, alte Freundschaften erhalten blieben und neue hinzukämen – und nahm das Angebot an.

Aus der unmittelbaren beruflichen Perspektive bedeutete dies den Wechsel von einem mittelständischen Pharmaunternehmen zu einem Großkonzern. Und das ist eine nicht zu unterschätzende Veränderung, an der ich seit nunmehr vier Jahren arbeite. Es gibt eine Vielzahl von netten Kollegen, aber ein Teamgeist stellt sich nur partiell ein. Statt dessen wird aus dem gewünschten Wettbewerb zwischen einzelnen Gruppen ein Konkurrenzkampf. Leistung und Erfolg werden als Selbstverständlichkeit hingenommen und die möglichen Schuldigen für Mißerfolge schnell gefunden und getadelt. Es werden große Anstrengungen unternommen, gutes Führungsverhalten zu lehren, ein

Wir-Gefühl zu entwickeln und gemeinsam definierte Ziele zu verfolgen. Die Umsetzung scheitert dann aber weitgehend an der Realität.

Diese Realität ist allerdings auch maßgeblich geprägt von der wirtschaftlichen Krise, in der wir stecken, und damit eine Zeiterscheinung, die weit verbreitet ist, zumindest in der Industrie. Allerdings gibt es viele Hinweise darauf, daß die Krise zunächst vor allem die Arbeitnehmer betrifft. Einem drastischen Absinken der Lohnquote am Bruttoinlandsprodukt steht in Deutschland nämlich eine ständige Zunahme des Anteils gegenüber, der aus Kapital erwirtschaftet wird. Und damit bin ich beim Shareholder-Value, bei dem Anreiz, den ein Unternehmen bereits vorhandenen und zukünftigen Geldgebern, sprich Aktionären, bieten kann. Darauf richtet sich der Blick vieler Geschäftsleitungen, und in diesem Zusammenhang werden Arbeitnehmer zu Köpfen und Kostenfaktoren reduziert, und es werden Überlegungen angestellt, ob nicht die notwendige Arbeit vielleicht doch durch weniger Köpfe oder Körper geleistet werden kann. Ob wohl je ein Aktionär daran denkt, daß hinter steigenden Aktienwerten Menschen stehen können, die ihren Arbeitsplatz verloren haben?

Kürzlich wurde ich gefragt, wie ich meine medizinische Ethik, der ich mich ja mal verpflichtet habe, mit meiner Tätigkeit in der pharmazeutischen Industrie in Einklang bringe. Ich konnte guten Gewissens antworten, daß pharmazeutische Firmen keine Hunde und Katzen von den Straßen wegfangen und keine giftigen chemischen Substanzen an hilflosen Personen ausprobieren. Es gibt eine Fülle von Gesetzen und Regelungen, die dies verhindern und dafür sorgen, daß unethische oder unmoralische Verhaltensweisen nicht zum Ziel führen. Im Hinblick auf die schon klassischen unethischen Verhaltensweisen, die in Journalen und Magazinsendungen gern mit der Pharmaindustrie in Verbindung gebracht werden, habe ich also keine Gewissenskonflikte. Schwer fällt es mir allerdings, den Gebrauch des Shareholder-Value als überwertiges Kriterium für wirtschaftliche Entscheidungen mit möglicherweise menschenverachtenden Konsequenzen in Einklang zu bringen mit den Werten, die sich mit dem hippokratischen Eid verbinden.

Waldtraut Scheibert

Ein Balanceakt: Familie - Beruf - Politik

Als erstes möchte ich mich bedanken, daß ich in dieser so interessanten Runde dabei sein kann, und ich bin dem Wunsch, über meine Erfahrungen zu berichten, gerne gefolgt.

Mein Thema - ja ich hätte beinahe gesagt - mein Lebensthema, ist es, den Balanceakt zwischen Familie, Beruf und Politik herzustellen und aufrecht zu erhalten. Daß Balanceakt Vorführung einer schwierigen Gleichgewichtsübung bedeutet, war mir schon klar, aber daß ein „Balancier“ ein Waagebalken bzw. ein Unruhegangsregler an Uhren ist, oder aber auch zwischen Kolben und Pleuelstange befindlicher Schwinghebel an älteren Dampfmaschinen - war mir nicht so klar, aber es trifft den Kern. Um dieses Gleichgewicht in meinem Leben geht es; ob ich es immer halten konnte, weiß ich nicht. Ich habe mich zwar bemüht, allen und allem gerecht zu werden - ich kann es nicht beurteilen, das müssen andere tun.

Um mich in meinen Beweggründen zu verstehen, will ich versuchen, Ihnen einen kurzen Abriß meines bisherigen Lebens zu geben. 1935 auf dem Lande geboren, mit zehn Jahren auf der Flucht, die Schreckenszeit und die Nachkriegszeit voll und bewußt erlebt und durchlebt - Heimat verloren und alles was dazu gehört. Verantwortung und Versorgung für die Familie - schon in die Pflicht genommen.

Ich mußte Aufgaben übernehmen, die nicht kindlich waren. Zeit und Umstände forderten ihren Tribut, Erinnerungen und Erlebnisse, die man verdrängt hat. Ja, und dann schlechte Schulverhältnisse, zwei Winter keinen Unterricht, mit 90 Kindern in der Klasse - keine Lehrmittel - mittlere Reife - schnelle Ausbildung als Auslandskorrespondentin. 1952 große Arbeitslosigkeit - ¼ Jahr arbeitslos - dann - welch' ein Glück! - eine Stelle auf dem Lübecker Schlachthof mit 17½ Jahren. Mit knapp 21 Jahren geheiratet, drei Kinder, die jetzt 40, 37 und 33 Jahre alt sind - und zweimal Großmutter.

Da mein Mann Vertriebener war, mußten wir bei Null anfangen, das setzte voraus, daß ich auch weiterhin berufstätig sein mußte - aber auch wollte! Ich machte mich mit einer Versicherungsagentur selbständig - ein Risiko - aber ich konnte meine Zeit - schon wegen der Kinder - selbst einteilen, das bedeutete aber auch einen 15-Stunden-Tag, und oft wurde die Nacht zum Tag erklärt. Zeit für Schulungen und Seminare war nicht vorhanden, so daß ich durch viel lesen und eigene Übungen die Fähigkeiten erwarb, die nötig waren. 1972 wurde ich Generalvertreterin, zu dieser Zeit gab es in der Bundesrepublik nur noch eine Kollegin. Das lag daran, daß diese Position für eine Frau ungewöhnlich war, da sie als ausgesprochene Männerdomäne angesehen wurde. Und so ganz unrichtig war und ist das nicht.

Die Politik reizte mich, als ich als Mutter im Schulelternrat merkte, daß Politiker - Politikerinnen gab es zu dieser Zeit kaum - Elternwünsche, wie sicherer Schulweg, überfüllte Klassen etc. nicht zur Kenntnis nahmen. Das war der Grund, in die Kommunalpolitik zu gehen. Ich wollte es anders - ich wollte es besser machen. Frau wollte in die Politik? Erst einmal schön unten anfangen - und außerdem - wo bleiben die drei Ks Kinder - Kirche - Küche? Und dann noch selbständig - und dann erst ab 1956 in Oldenburg. Also erst einmal Listenplatz „Aussichtslos“. Wahlplakate für die Männer aufhängen. 1990 - zur Landtagswahl - haben die Männer dann meine Plakate aufgehängt!!! Wahlprospekte ausgetragen - in der Stadt am Infostand stehen. Aber es macht mir Freude auf Menschen zuzugehen - ihnen zuzuhören und mit ihnen zu sprechen.

Ja - und dann hatte ich es geschafft, 1980 kam ich in den Rat der Stadt Oldenburg. Seit 17 Jahren Vorsitzende des Kulturausschusses, eine interessante Aufgabe in unserer Stadt. Viele Männer in den von ihnen beherrschten Gremien haben auch heute noch immer Probleme: wir Frauen sollen zwar ein Stück Kuchen abbekommen, aber welches und wie groß es ist, wollen die Männer entscheiden

Aber es sollte nun endlich damit Schluß sein, daß Kuchen und Messer in der Hand der Männer bleiben und wir Frauen den Kuchen backen dürfen.

Damals - 1980 waren wir sechs Frauen bei 49 Mandaten, heute sind wir 14 Frauen bei 50 Ratsmitgliedern. Die drei schönsten Jahre als Ratsfrau waren von 1993 - 1996 als erste Bürgermeisterin, in dieser Zeit konnte ich etwas bewegen, und das war ja immer meine Motivation gewesen, z.B. der Aufruf an alle Schulen, Päckchen für die Kinder in Sarajevo zu packen, mit einem persönlichem Gruß oder Bild - das war mir besonders wichtig; wir rechneten

mit 1000 Päckchen - es wurden 8650! Sie können sich die Begeisterung unserer Kinder, etwas für andere Kinder in Not zu tun, gar nicht vorstellen. Ich war von diesem Ergebnis tief beeindruckt. Und dann die dankbare Reaktion von den Kindern aus Waisen- und Kinderkrankenhäusern, Heimen, von Familien aus Sarajevo - noch heute bestehen viele Brieffreundschaften - das war auch mit der Sinn dieser Aktion. Dieses Erlebnis bleibt unvergessen, auch wenn es viel Kraft, Nerven und Zeit gekostet hat. Es wird immer ein großer Lichtpunkt in meinem politischen Leben sein.

Ja, und dann sind da noch die Ehrenämter - auch hier kann man viel bewegen, und die Begegnungen und Gespräche sind gerade auch für eine Kommunalpolitikerin von großer Bedeutung. Für das eigene Leben und die Gestaltung des eigenen Tuns sind Vorbilder von großem Einfluß. Für mich war es meine Mutter. Nach dem 2. Weltkrieg gab es fast doppelt soviel Frauen wie Männer. Die Frauen waren es, die Mütter meiner Generation, die trotz großer persönlicher Not mit ungeheurem Mut, Erfindungsreichtum, Fleiß und Selbstaufgabe unsere Bundesrepublik aufgebaut und somit - so meine ich - waren sie es auch, die ohne politisches Mandat Politik gemacht haben und ungemein Innovatives leisteten. Frauen haben ihr Können unter Beweis gestellt. Sie haben den Aufbruch gewagt - hinaus ins Öffentliche - das lange Zeit ausschließlich den Männern vorbehalten war. Viele sprechen immer wieder vom Computerzeitalter oder der Zeit der Gentechnik - das wirkliche Symbol der neuen Zeit ist jedoch die veränderte Rolle der Frauen.

Aber wie geht die gestaltende Politik mit den Frauen um? Und wie ist es mit der Solidarität von uns Frauen bestellt? Sind wir Frauen nicht Frauen gegenüber wesentlich kritischer als gegenüber Männern? Wenn sich eine Frau um ein politisches Amt bemüht bzw. bewirbt, wird da nicht oft auch von uns Frauen gefragt: Kann sie das überhaupt? Hat sie das gelernt? Wie will sie das mit der Familie vereinbaren? Bei einem Mann wird das selten gefragt. Warum eigentlich? Auch fragen sich Frauen - so ist es mir gegangen und so geht es mir heute noch: Kann ich es schaffen? Kann ich das mit der Familie und den bereits vorhandenen Aufgaben vereinbaren? Wird es die Familie mittragen, wenn ich in der Woche mindestens drei mal abends für die Partei, für den Rat auf Bürgerversammlungen und Sitzungen bin? Wo bleibt das Abendbrot, wer kauft ein? Wer versorgt die Kinder - inzwischen sind sie groß. Wie sage ich es meinem Mann, daß ich am Wochenende zur Sportveranstaltung will und muß, und der Besuch einer Ausstellung am Sonntag vor-

gesehen ist? Das sind dann die vielen Fragen, die den Kopf und das Herz einer Frau bewegen.

Ein Mann geht damit viel selbstverständlicher um, stellt sich weniger „in Frage“, zweifelt weniger, vielleicht oder ziemlich sicher hat er ja auch eine Frau, die ihm den Rücken freihält. Wir Frauen haben die Chance, zwei oder auch drei Rollen zu bewältigen. Ich weiß aber auch um die Gefahr des Scheiterns, um die innerliche Zerrissenheit - die Ansprüche an sich selbst, möglichst perfekt zu sein, die Angst zu versagen, Fehler zu machen, die nicht korrigierbar sind. Die Mehrfachrolle der Frau führt oft zu Verwirrungen, ja Friktionen. Mutter und Familienfrau und manchmal noch die Pflege der alten Mutter einerseits - sachkompetente berufstätige Frau andererseits, unentgeltliche, nicht immer einfache emotionale Arbeit einerseits - entgeltliche versachlichte und nicht selten hochqualifizierte Arbeit andererseits.

Ein Spruch sagt: Ein Mann kann Familie haben und Karriere machen - eine Frau muß sich entscheiden, ob sie Familie - sprich Kinder haben will oder aber eine Karriere in Beruf/Politik vorzieht. Früher waren wir Alibifrauen, heute spricht man von Quotenfrau bzw. Quotierung. Ich bin gegen eine Quotierung, entweder ist eine Frau genauso gut oder genauso schlecht wie ein Mann. Die sogenannte Quote verändert meistens nichts in den Köpfen der Betroffenen und Verantwortlichen. Es muß ein Bewußtseinswandel vorangehen, der geprägt ist von der Einsicht, daß Frauen Eigenes einbringen, eigene Erfahrungen, eigene Handlungsweisen, eigene Herangehensweisen, eigene Themenschwerpunkte haben. Frauen denken und handeln in vielen Dingen anders als Männer, mehr praxisbezogen, aus der Lebenserfahrung heraus, vielleicht manchmal aus dem Bauch, bzw. aus dem Herzen. Unsere, die Betrachtungsweise von uns Frauen, führt zu einer Bereicherung des gesamten Staates - seiner politischen Parteien, Gremien, Institutionen und Einrichtungen. Man muß sich einmal vorstellen: Erst seit 1957 dürfen Frauen auch ohne Einwilligung des Mannes einen Beruf ausüben. Seit 1977 wird die Haushaltsführung und Erwerbstätigkeit als gleichwertig anerkannt! Dieses Jahr feiern wir das Jubiläum: 80 Jahre Wahlrecht für uns Frauen. Diese Fortschritte sowohl auf rechtlichem wie auch in Bereichen des gesellschaftlichen Lebens können wir besser nachvollziehen und würdigen als unsere Töchter und Enkeltöchter, für die so vieles selbstverständlich ist. Lassen sich Kinder, Haushalt, Beruf und Politik unter einen Hut bringen? Ja, aber er muß groß genug sein, und ohne Hilfe von innen und außen geht es nicht, ohne die Bereitschaft bzw. das Einverständnis der Familie geht es auch nicht. Nur Part-

nerschaft und auch Großzügigkeit des Ehemannes machen es möglich. Natürlich erfordert dieser Balanceakt organisatorischen Aufwand, viel Kraft, Nerven, aber besonders bedeutet er Verzicht. Verzicht, Freundschaften nicht so pflegen zu können, wie ich es mir gewünscht hätte. Hobbys und Urlaub müssen zurückstehen.

Warum diese Forderungen an die Familie und an mich selbst? Welche Erwartungen hatte, bzw. habe ich, welche Erfahrungen konnte ich sammeln? Wie habe ich Rückschläge eingesteckt? Was konnte ich an Jüngere weitergeben? Was waren die Triebfedern? War es das Verantwortungs- und Pflichtgefühl, das schon von einer Zehnjährigen gefordert wurde und das ich nicht ablegen konnte und vielleicht auch nicht wollte? Wollte ich einen kleinen Teil des verlorenen Materiellen wieder aufholen? Wollte ich meinen Kindern eine bessere Ausbildung geben können? Wollte ich hier in unserer Stadt die Politik anders, bürgernäher und freundlicher gestalten? Wollte ich Anerkennung finden in der zweiten, in der neuen Heimat? War es Freude, etwas zu erreichen, etwas zu bewegen? War es Selbstgefühl?

Ich glaube, es war von allem etwas. Ich bin dankbar und froh, dieses Leben, ein Leben in Frieden - und dieses ist nicht selbstverständlich - führen zu dürfen, und wenn ich zurückblicke - und das darf man mit 62 - waren es interessante, schöne, aufregende, arbeitsreiche und manchmal etwas strapaziöse sechs Jahrzehnte. Es war viel Glück - aber es war nicht immer nur Glück.

Zum Schluß möchte ich meinen Dank an meine Freundin Barbara richten.

Liebe Barbara, es war und ist eine Freude, mit Dir über 20 Jahre befreundet zu sein, mit Dir zu diskutieren und Gedanken auszutauschen, auch wenn wir manchmal anderer Meinung waren, aber es war für mich immer ein Gewinn - und dafür danke ich Dir.

Karla Fohrbeck

„ICH BIN...“

ICH BIN...

so steht es schriftlich im Programm.

Doch ob Täter oder Opferlamm,

das möchte man zum Schluß gern wissen,

und tüchtigen Frauen die Fahne hissen.

Denn ein Quentchen Glück im Kochrezept,

macht wohl die Würze, doch nicht den Adept.

1. Ein Mensch hat seine *Biographie*.
Manch einer merkt's spät, manch einer nie.
Früh sind geprägt die Muster des Lebens,
später korrigiert sie der Mensch meist vergebens.
Besser, man nimmt sie, wie sie kommen,
und füllt sie aus zu Nutz und Frommen.

ICH BIN heißt, da gibt's keine Trennung,

Privates ist Basis und bedarf der Nennung.

Ob Glück, ob Leistung, wer weiß es zu sagen?

Wie sah's denn aus in den jungen Tagen,

die so entscheidend sind für die Freiheit

- die Zwänge auch - der Persönlichkeit?

Der Vater Fohrbeck - sehr verehrt,

war Arzt in Bayreuth und Omas „Drachen“:

Fünf Mütter, die er alle begehrt,

und zwei davon Schwestern aus Aachen!

Mit acht Geschwistern in langer Reih' -

ein buntes Persönlichkeits-Allerlei.

Von außen wirkt so etwas schaurig,

von innen war es manchmal traurig,

denn Trennung galt's zu üben,

die Mütter all' zu lieben.

Doch nimmt's vorweg die Ewigkeit,
wo wir auch lieben ohne Raum und Zeit.

Die Karla war ein Bücherwurm,
zu Hause im Reich der Träume.
Da überlebte sie manchen Sturm,
zum Ausgleich gab's die Bäume.
Im Haushalt galt es, praktisch zu werden,
so blieben die Füße auf der Erden.

Später ging sie auf Wanderschaft,
zu studieren des Menschen Wesen,
verdiente die Brötchen mit eigener Kraft,
galt als außerordentlich belesen.
Freiburg, Frankfurt, London und Paris -
groß war die Welt und ein Rest vom Paradies.

In Freiburg traf sie auf Barbara,
die überaus schön und klug auch war.
Als Assistentin für Soziologie
hatte die's nicht leicht in der Männer-Regie.
Manch einer fand, sie gehöre in's Bette
und gönnt' ihr nicht die Professoren-Kette.

Die Karla war jünger und vorerst Hiwi,
war nützlich und fleißig, protestierte nie.
So fand sie viel menschliche Förderung,
nicht nur, aber auch, in der Studienstiftung.
Doch war es vor allem ihr Gottvertrauen,
das sie ohn' Argwohn in die Welt ließ schauen.

Motorroller fuhr sie und rauchte Pfeife,
studierte alles - auch ohne Reife,
kümmert' sich wenig um all die Scheine;
die Professoren schenkten ihr lange Leine.
16 Semester kamen zusammen,
ein paar Beulen auch - und kleinere Schrammen.

Orientalistik und Anthropologie,
Religionswissenschaft und Soziologie,
hiesige und Entwicklungs-Politik -
die Prüfungen hingen am seidenen Strick,
wurden ausbalanciert durch die Volkswissenschaften,
damit sie nicht an der Philosophie blieb haften.

2. Ein Mensch hat seinen *roten Faden*,
 den hat er sich selbst aufgeladen
 als Schicksalsschnur in Delphi's Nabel.
 Wer ihn entdeckt, dem wird's zum Kabel,
 das ihm das Licht erleuchten tut
 von der *Berufung* - denn dazu braucht's Mut.
- ICH BIN heißt, da gibt's keine Trennung,
 Privates ist Basis und bedarf der Nennung.
 Ob Glück, ob Beziehung, wer weiß es zu sagen?
 Wie sah's denn aus in den mittleren Tagen,
 die so entscheidend sind für die Freiheit
 - die Zwänge auch - der Persönlichkeit?
- Einen Beruf hat sie eigentlich nie gesucht,
 der fiel so quasi vom Himmel.
 In Hamburg begann er mit aller Wucht
 beim SPIEGEL im Medien-Getümmel.
 Die Künstler waren sozial nicht versorgt,
 das war eine Aufgabe, nicht „geborgt“¹.
- Hamburg und Bonn waren zwanzig Jahr'
 die Städte, wo sie freiberuflich gar
 im eigenen Forschungsinstitut Kultur
 zu arbeiten hatte rund um die Uhr.
 Ein Jahr Professorin für Kunstsoziologie,²
 doch die Praxis war spannender, jetzt oder nie.
- Andreas Wiesand, treuer Freund,
 prüft alles, was die Karla meint.
 Durch dick und dünn er mit ihr geht,
 bis das „Zentrum“ wirklich im Zentrum steht.
 Zwanzig Jahre Seit' an Seit' -
 bis ausgeschöpft diese fruchtbare Zeit.³
- Und Bazon Brock als Ehemann
 zog sie zu Kunst und Künstlern in Bann,
 hielt sie auch geistig recht in Trab,
 ging wandern mit ihr bergauf, bergab.
 Zehn Jahre währte diese Ehe,
 eine kostbare Zeit mit Wohl und Wehe.⁴
- Viel' Bücher entstanden auf diesem Feld,
 auch Reisen gab's in alle Welt,
 Talkshows und Filme, international,

Artikel und Vorträg' ohne Zahl.
 Den Deutschen Kulturrat galt's aufzubauen
 und auf die Interessen der Künstler zu schauen.⁵

Da gab es kaum eine Sicherheit,
 auch wenig Urlaub und freie Zeit.
 Die Finanzen gingen mal rauf, mal runter,
 die Auftragspalette ward immer bunter:
 Rundfunk und Lesung, Zeitung und Verlag,
 Ministerium und Stiftung nahmen in Beschlag.

So überleben ist auch eine Kunst,
 Beamte haben davon weniger Dunst.
 Doch hätte sie nicht tauschen wollen,
 so lebendig lebte es sich im Vollen,
 mit Menschen, Ideen und schönen Dingen
 in Theorie und Praxis erfüllten Zeiträngen.

Nun wurde sie fast prominent,
 auch wenn die Ämter all man nennt
 - ehrenhalber und ganz un-bar -
 beim Europarat allein über viele Jahr',
 dazu in manchen Kulturverbänden,
 in Aufsichtsgremien, Juries, Vorständen.

Bekannt drum wie ein bunter Hund
 kam sie ins Karussell so rund
 der Politik, auch ohne Partei,
 in Nürnberg, wo grad ein Posten frei.
 Sie wurde Fachfrau für Schule und Kultur.⁶
 Sechs Jahre dauert' die Prüfung „nur“.

3. Ein Mensch hat seinen *Gottesfunken*,
 der ist zwar meistens fast ertrunken,
 doch tief verborgen im Kämmerlein,
 wohnt die Erinn' rung an ein anderes Sein,
 wo Geist und Seele im Lichte leben,
 der Körper-Materie erst später zustreben.
 ICH BIN heißt, da gibt's keine Trennung,
 Privates ist Basis und bedarf der Nennung.
 Ob Glück, ob Fügung, wer weiß es zu sagen?
 Wie sah's denn aus in den letzten Tagen,

die so entscheidend sind für die Freiheit
- die Zwänge auch - der Persönlichkeit?

Die Welt ist ein Theaterstück,
hat viele Rollen für uns zum Glück.
Denn jeder Mensch bekommt den Rahmen,
in dem aufgeh'n soll der innere Samen,
damit wir lernen uns're Lektionen.
Das Leben wird uns da nicht schonen.

Und Nürnberg war 'ne besondere Schule,
damit im Karriere-"Glück" sie nicht suhle.
Denn wie man aus den Medien vernommen,
war die Karla wieder „zum Glauben gekommen“.
Das natürlich tut man nicht,
wo Vernunft und Klüngel regieren das Licht.

Als Freifrau und ganz ohne Partei,
aus freiem Beruf in die Bürokratie,
aus dem rheinischen Bonn in die Frankenstadt,
hatt' man den freien Geist schnell satt.
ICH BIN, sprach sie - das war zuviel,
denn Machtpolitik hat ganz andere Ziel'.

Mit Ängsten machen sich gute Geschäfte:
„Dumm ist sie, verwirrt...“ - die Presse nachäffte,
„zerstören wird sie die Soziokultur!“
„was machen wir mit der Karla nur?“
„einen Christus hat sie hängen im Zimmer!“
„und Künstler-Throne, so was gab es nimmer!“

Gemessen wurde mit zweierlei Maß,
doch die Karla fest im Sattel saß,
ordnete neu die Kulturlandschaft;
der OB ihr half und die Kulturlandschaft;
sprach auch öfter von GOTTeS Segen,
der auf all den Projekten gelegen.

So durfte die alte Karla sterben
und sich 'nen neuen Charakter erwerben,
durfte lieben lernen das feindliche Heer,
die großen Kinder mit dem erwachsenen Speer,
durfte hinter die Kulissen seh'n -
das Spiel der Welt ist nicht nur schön.

Das Amt vergeht, die Liebe bleibt.
 Die Karla sich nun anders die Zeit vertreibt,
 lebt itzo auf dem Lande,
 sozial gestützt - was keine Schande,
 zu finden ihre Mitten
 auch mit körperlich kleinen Schritten.

Hat wieder Freud' an einfachen Dingen,
 am Lesen und am Singen,
 am Graben und am Hacken,
 am Bewirten und am Backen,
 am Stillesein und Lauschen,
 zu hören, wie die Bäume rauschen.

4. Ein Mensch trägt mehrere *Kostüme*,
 bevor des Lebens ungestüme
 und recht verwirrenden Lektionen
 ihm zeigen: wir als Gäste wohnen
 auf Mutter Erde's schönem Planeten,
 um's Unkraut der Seele auszujäten.

ICH BIN heißt, da gibt's keine Trennung,
 Privates ist Basis und bedarf der Nennung.
 Ob Glück, ob Unglück, wer weiß es zu sagen?
 Wie sieht's denn aus in den künftigen Tagen,
 die so entscheidend sind für die Freiheit
 - die Zwänge auch - der Persönlichkeit?

Sie wird jetzt fünfundfünfzig Jahr',
 das ist für die Gerontologen-Schar
 ein jugendlich Alter, das verpflichtet.
 Wenn erneuert, sie wird dann wohl gesichtet
 mit neuer Aufgab' und neuem Programm.
 Wer weiß, welche Zeit wir zu erleben ha'm?

Über all die Fragen sie jetzt eher lacht:
 Wie wir's doch - ach - so weit gebracht?
 Woher? Wieso? Wofür? Warum?
 Die Frau sich plagte und machte gar krumm?
 Der Lebensplan voller Weisheit ist,
 die himmlische Führung korrigiert manchen Mist.

Beweisen muß sie jetzt niemand mehr was,
 bevor sie einst auch wird beißen ins Gras.

Nur Danke sagen - horizontal,
für viel Liebe und Hilfe im Erdental,
auch den sogenannten Feinden,
die ihr Lehrer erst wurden und später zu Freunden.

Und Danke sagen nach oben
und GOTT preisen und loben,
auch wenn das ganz und gar unmodern,
wir doch die „Herren (Frauen)“ auf diesem Stern.
Doch hat's gelohnt auf dieser Welt,
ob nun mit viel oder weniger Geld.

Und die Moral von der Geschicht'?
Das Leben ist auch Gleichnis, ist auch Gericht
von Saat und Ernte, bis frei der Kern
für die ewige Liebe - so nah und doch fern.
ICH BIN heißt, da gibt's keine Trennung.
GOTT bleibt die Basis und das bedarf der Nennung.

-
- 1 Die erste empirische Untersuchung zur sozialen Lage der Autoren entstand 1970/71 im SPIEGEL - Institut für Projektstudien; die zweite zur sozialen Lage der Künstler („Künstler-Report“) schon im eignen freiberuflichen Forschungsinstitut. Beide Studien wurden in Kooperation und im Auftrage des Bundesministeriums für Arbeit und Sozialordnung erstellt und dienten als Basis für den Aufbau der Künstlersozialversicherung.
 - 2 Gastprofessur für Literatur- und Kunstsoziologie an der Universität Hamburg
 - 3 Professor Dr. Andreas Johannes Wiesand führt heute das „Zentrum für Kulturforschung“ in Bonn als alleiniger Inhaber, damals war er Co-Direktor.
 - 4 Professor Bazon Brock, heute Dekan an der Universität Wuppertal (Ästhetik und Kommunikations-Design); in den Jugendjahren auch als Fluxus- und Happening-Künstler bekannt.
 - 5 Die Geschäftsführung für den Deutschen Kulturrat; mit Sitz in Bonn, mit heute über 200 Einzelverbänden und sieben Sektions-Dachverbänden nach dem Vorbild des Deutschen Musikrates wurde in den achtziger Jahren ehrenamtlich im Rahmen des Zentrums für Kulturforschung aufgebaut und mitgetragen.
 - 6 1990 bis 1996 Schul- und Kulturdezernentin der Stadt Nürnberg

Brunhilde Arnold

Alles ist etwas, auch das Vorübergehende

Als Barbara Fülgraff mir vergangenen September ihre ersten Gedanken zu diesem Symposium schickte und ums Nachdenken über das Glück bat bzw. über Mottos erfolgreicher Frauen, die offenbar auch lauten, „ich habe eben das Glück beim Schopf gepackt“, zögerte ich ziemlich, ja wollte aussteigen. Hat das Glück überhaupt einen Schopf? Wenn ja, mir war es nur kahlköpfig begegnet. Aber ich las in ihrem Entwurf auch etwas über Arbeit. Das sagte mir sehr viel.

Drei Arten von Arbeit sind mir begegnet: Die Arbeit, die die Liebe zu anderen Menschen bringt, insbesondere die Pflegearbeit. Dann die Erwerbsarbeit: Vom Etikettenkleben auf Sektflaschen, Etikettenkleben auf Bücher, von Organisationsarbeiten bis zum Anwerben von Hochschullehrern für Weiterbildungsaufgaben an dieser Universität. Die dritte Art: Das Forschen, Lernen, Denken. In solch freier Arbeit entfaltete sich eine Lust und Kraft, wie ich sie aus Kindheitserinnerungen kannte, wo ich mit anderen Dorfkindern bei Spielen in Gassen und Wäldern auf der Schwäbischen Alb mich erfreute.

Damit bin ich bei der Begegnung mit Barbara Fülgraff. In guten Stunden waren wir uns solche Spielfreundinnen, die mit Ideen, Plänen, Sätzen etwas in den Sand malten oder bunte Kugeln, Merbel sagen wir im Schwäbischen, warfen. Bei der Arbeit entwickelten wir das Interesse füreinander. Im Privaten gab es verblüffend viele Ähnlichkeiten, nicht die soziale Herkunft, jedoch Gleichaltrigkeit und damit das Kriegs- und Nachkriegserleben und einige Merkmale eines abweichenden Frauenlebens, dazu gehörte nicht nur die Kinderlosigkeit.

„Wie hast Du eigentlich als junges Mädchen ausgesehen“? Ich staune. Brigitte Bardots Schwester an der Uni? An meinem Gartentisch entsteht die Auswertung des ersten Workshops zur Öffnung der Hochschulen für ältere

Erwachsene¹. Dazu stellen wir uns etwas aus dem Repertoire der schnellen Küche her. Sie meint: Das haben wir den Männern voraus, wir trennen weniger. Aber auch das, wir gehen ganz bescheiden heran, denn der Workshop wurde Tradition und fand bereits zum 6. Mal statt². To live down, würde es englisch heißen, betrachtet man das unscheinbare Heftchen, das wir damals veröffentlichten, jetzt hingegen sind es schon dicke Proceedings.

Geschlechtsspezifisch vielleicht auch die Wahl unseres Themas: Das Alter. Wie sind wir eigentlich zu dem Thema gekommen? Ich erfahre über die Großmutter von Barbara. Ich selbst, gemäß Lebenslauf und Studium, bin für gesellschaftliche underdogs interessiert. In den 70er Jahren sind die Alten eine Randgruppe, kein Thema der Universitäten, ganz gewiß keines für eine schnelle Karriere und nur Wenigen des Forschens wert. Aber wir machten das Alter zum Thema der Universitäten, dadurch daß Ältere leibhaftig in den Veranstaltungen auftauchten. Privileg Lernen, Ressource Bildung auch für das Alter. Wir sahen im Lernen über die soziale Altersgrenze hinaus den aufkeimenden Beginn einer produktiven Altersphase in der Zweiten Moderne, die sich allerdings in ihrer emotionalen Substanz von anderen produktiven Lebensphasen unterscheidet und die Persönlichkeit als Ganzes erfassen kann. In der Universität sollten Studierende verschiedener Generationen lokale, familiäre Trennungen überschreiten und sich in einem größeren Zusammenhang erblicken können. Vielleicht gerade durch erzählte Geschichten, Erinnerungen, Erfahrungswissen, vordergründig die Geduld der Zuhörenden strapazierend, hintergründig aber in der schnellebigen Zeit zum kulturellen Gedächtnis beitragend. Wir sprachen vom Wert des intergenerationellen Lernens. Vorbereitet wurden diese Gedanken in den frühen 70er Jahren. Ich erinnere an Otto Blumes Aufsatz von 1971 „Vorbereitung auf das Alter aus gesellschaftspolitischer Sicht“³, aber hauptsächlich durch Barbaras Aufsätze, in denen sie sich früh Gedanken um mögliche Substitute von Arbeit macht, von Arbeit, die das Alter glücklich oder gelingen macht. Mit ihrem Aufsatz

-
- 1 1980; Öffnung der Universitäten für ältere Erwachsene. Informationen zur wissenschaftlichen Weiterbildung. 14, Universität Oldenburg. (Die Beiträge dieser Broschüre sind z.T. auch in der „aktuellen gerontologie“, 10 (1980), H. 8 u. H. 10, erschienen)
 - 2 Siehe dazu: Breloer, G., M. Kaiser (Hrsg.) 1997: Auswirkungen des Seniorenstudiums, New York, München, Berlin: Waxmann
 - 3 Blume, O.: Vorbereitung auf das Alter aus gesellschaftspolitischer Sicht. *aktuelle gerontologie*, 5 (1971), 267-271

von 1972 „Lernen in der zweiten Lebenshälfte“⁴ - setzt sie einen Markstein, ein Jahr bevor Prof. Vellas in Toulouse die „Université du 3ème Age“ gründete. Während Barbara 1970 vielleicht gerade an ihrem Vortrag für Florenz arbeitete, war ich Spätstudierende an der McGill University in Montréal und hörte zum ersten Mal etwas über Female, Black, Gay und Grey Power. Marlene Dixon⁵ dozierte dort über Feminist Sociology und auch über die Rolle der alternden Frau⁶.

1979 dann in Nancy - wir teilen uns das Hotelzimmer - nehmen wir an einer AJUTA⁷-Sitzung teil und lassen uns faszinieren von dem, was anderswo die Bewegung der Université du 3ème Age ist. 1984 fahre ich nach Deauville zur X. Internationalen Konferenz für soziale Gerontologie. Das Thema meines Vortrages - daß ich dort vortragen konnte, verdanke ich Barbara -: „Must older persons' time be spent by sitting around a cup of coffee? Or: The rebirth of a productive age.“ Ich führe also die Frage nach der Bedeutung der Arbeit fort. Vom Soziologen Rosenmayr werde ich gefragt, „wieso, was hast Du gegen das Kaffeetrinken?“ Die renommierten Gerontologen veröffentlichen erst in den 90er Jahren Bücher zum produktiven Alter. Barbara Fülgraff hat bereits 1972 eine Arbeit veröffentlicht, in der sie mit dem Blick auf den Ruhestand die These vertritt: „Das einzig denkbare Substitut für Arbeit unter den Bedingungen industriell bestimmter Produktionsverhältnisse wiederum kann nur Arbeit sein“⁸.

Welche Fragen werfen wir auf? Ausgehend von den immanenten Bedingungen der Gesellschaft⁹, die vorzugsweise das Alter ausgrenzen, sehen wir die Produktivität des Alters im Lernen mit jüngeren Generationen liegend. Deswegen favorisieren wir Studienstrukturen, die sich dem Alter öffnen und auf hohem Niveau einerseits dem Individuum die freie Wahl zum Lernen erleichtern, andererseits über verschiedene historische und individuelle Lebenserfahrungen eine besondere Art von Auseinandersetzungskultur mit

4 Fülgraff, B.: Lernen in der zweiten Lebenshälfte. Hessische Blätter für Volksbildung, 3 (1972), 249-256

5 Dixon, Marlene: Future of Women, 1983, Synthesis Pubns.

6 Übrigens ist diese herausragende Lehrerin ein Beispiel dafür, wie man in Vergessenheit gerät, wenn man nicht ordnungsgemäß veröffentlicht und nur auf dem Markt der grauen Literatur zu finden ist.

7 Association International des Universités du 3ème AGE

8 Fülgraff, B. 1972: Substitute für Arbeit im Alter, actuelle gerontologie, 2, 458

9 Fülgraff, B.: Bildung der Generationen. In: G. Böhme (Hrsg.): Zeit haben und finden, Instein, 87

„Gedächtnis“ schaffen. Barbara drückte es 1993 so aus, die klassische universitäre Gemeinschaft von Lehrenden und Lernenden als einer institutionalisierten Begegnung von Generationen sei durch das Einbeziehen der Älteren auch als Lernende und nicht nur als Lehrende erst vollständig.

Mit unseren Anstrengungen, Älteren nach Berufs- und Familienphase akademisches Lernen in der Universität zu ermöglichen, haben wir, ohne dies so vorauszusehen, etwas für Frauen geschaffen. Frauen, die, Kriegsgenerationen angehörend, ihre Jugendträume nicht haben verwirklichen können oder die ihr Leben selbst für neue Einsichten begierig gemacht hatte, waren im SeniorInnenstudium anfangs zahlenmäßig so in der Überzahl, daß man auch von einem 'Frauenstudium' hätte sprechen können.

Uns ging es nicht um sog. „erfolgreiche Anpassungen“ oder ähnliche Dimensionen alternstheoretischer Konzepte, vielmehr um Aufhebungen von Verlusten durch geistige Arbeit. In diesem Zusammenhang sind unsere vier gemeinsamen Aufsätze entstanden¹⁰.

Beseelt von einer Idee, konnten wir über alle objektiven und subjektiven Unterschiede hinweg einen erstaunlichen Gleichklang herstellen. Manch Außenstehender, der uns betrachtet haben mag, hat dies vielleicht gar nicht für möglich gehalten. Das Einende: wieder einmal die gemeinsame Arbeit. Von dieser Gemeinsamkeit mehr produktiv werden zu lassen, war und ist mein großer Wunschtraum. Ein wissenschaftliches Team sein, so wie hier durchschimmernd beschrieben, das das Leben nicht ausschließt, sondern Schicksalsschläge, Sorgen, Freude freundschaftlich aufnimmt, damit das Produzieren wieder gelingt. Diesem Traum stand damals doch einiges entgegen. Auf der objektiven Seite unsere unterschiedlichen Positionen in der Hierarchie - ich ließ mich davon beeindruckt - und die unterschiedlichen Aufgaben. Dann die wissenschaftliche Fabrik, wie Nietzsche die Universität nennt, mit ihrem ganz speziellen Binnenklima, das ich oft voller Zwietracht

10 B. Arnold u. B. Fülgraff (1983): Studieren in der zweiten Lebenshälfte - Gegenströmung zur sozialen und kulturellen Verarmung im Alter? Zeitschrift für Gerontologie, 16 (1983), 228-233

B. Arnold u. B. Fülgraff (1985): Intergenerationelles Lernen: Erwachsene in der Universität. Berichte aus Forschung und Praxis, 1 (1985), 48-53

B. Fülgraff u. B. Arnold (1985): Intergenerationelles Lernen. Hessische Blätter für Volksbildung, 1 (1985), 20-24

B. Arnold u. B. Fülgraff (1987): Intergenerationelles Lernen: Erwachsene und Universität. In: Seniorenstudium - eine neue Aufgabe für Hochschulen, Hrsg.: Kühlmann/Pohlhausen/Veelken, Dortmund, Sanduhr, 154-166

erlebte. Nur was sind die Auswirkungen, z.B. auf zwei Wissenschaftlerinnen? Haben wir versagt, uns ablenken lassen, Kooperation umgangen, hätten wir mehr daraus machen können? Ganz vergeblich, dem nachzuhängen. Es gab etwas, das kann uns nicht genommen werden. Bis heute hat unsere Zusammenarbeit Bedeutung, trotz meines multilokalen und diskontinuierlichen Lebenslaufes. Ja, ich möchte sagen, es ist das wenige Beständige geblieben: Ich arbeite im Alter als Lernende und mit anderen im Alter Lernenden. Dies hervorgehoben zu haben, ist auch Ergebnis unserer Begegnung.

Der italienische Philosoph Luciano de Crescenzo läßt seinen Bellavista im Gespräch mit Salvatore sagen: „Was soll einer dir schon rauben? Er kann dir dein Geld, deine Macht, deinen Erfolge wegnehmen ... na und? Geld, Macht und Erfolg sind nur der äußere Schein des Lebens, und der äußere Schein ist sicher nicht das, wofür du auf die Welt gekommen bist. Du hast die Wahl: Wenn du einem Menschen begegnest, kannst du ihn entweder betrügen oder ihn zum Freund gewinnen. Beides zugleich ist unmöglich. Und in diesem Augenblick, wenn du gezwungen bist, zwischen Betrug und Freundschaft zu wählen, wird dir schlagartig klar, daß nur die Wärme einer Umarmung dir den Sinn des Lebens vermitteln kann“¹¹.

Für Luciano de Crescenzo steht „Betrug“ als Synonym für Macht, Konkurrenz, Neid, kurz für die modernen Lebenshaltungen individualisierter Individuen, die sich nicht mehr im eigentlichen Sinne zu begegnen vermögen. Barbara schafft mit diesem Symposium eine Begegnung, und mit dem Aufleuchtenlassen menschlicher Wärme und Freundschaft gibt sie jungen Wissenschaftlerinnen gewiß ein Beispiel. Nur in freundschaftlichen Konstellationen, wo Erfahrungen und Erkenntnisinteresse zusammengedacht werden, gibt es eine Steigerung des Intelligiblen. Ich kann hier nur darauf hinweisen, daß eine solche Perspektive auch methodologische Auswirkungen auf die Natur unseres Forschens und unserer Verstehensleistungen beinhaltet.

Selbst schon auf den Stufen des Alters, was können wir, die wir schon so viel abstrakt über das Alter redeten, aus unserer Sicht dazu sagen? *Wir* wachsen in eine neues Alter hinein, denn wir haben es nicht nur mit der realen Welt zu tun, sondern auch mit einer technisch gestützten Informationswelt, die alles grundlegend verändert, die Produktions- und Reproduktionsprozesse, damit auch unser Leben im Alter. Wir brauchen nicht mehr mühsam zum Postamt zu hinken oder am selben Ort zu sein, wenn wir uns treffen wollen. Wir

11 De Crescenzo, L: *Oi Dialogoi*. Diogenes Taschenbuch, Zürich, 1989, 113

können uns blitzschnell Gedanken übermitteln und neuartige Formen der Kooperation und des Austausches pflegen. Eine neu zu interpretierende, weil außerfamiliale und nicht auf reale Orte bezogene, vielleicht auch unverbindliche „Intimität auf Abstand“ (um das alte Rosenmayrsche Konzept zu verwenden) wird möglich. Neue Dimensionen eines dialogischen Lebens im Alter tun sich auf. Hauptsächlich aber werden wir das uns Inspirierende suchen, in welchen virtuellen oder realen Welten auch immer, es kann auch das Klavier- oder Flötenspiel sein, zu dem wir übungsweise zurückkehren.

Brigitte Sellach

Die Utopie in der Wirklichkeit weiblicher Karrieren

„Es war nicht immer nur Glück...“, aber es war (und ist) eine weibliche Karriere, verbunden mit gesellschaftlichem Ansehen, Gestaltungsmöglichkeiten, Macht und Einkommen, was für die meisten auch wirtschaftliche Sicherheit bedeutet. Mit meinem Thema gehe ich noch weiter, wenn ich weibliche Karriere als Aufbruch in die Utopie eines „besseren“ Lebens für Frauen, eines „gesellschaftlichen Idealzustandes“ verstehe, entsprechend der Definition im Fremdwörterbuch des Duden von 1966, auch wenn dort „utopisch“ zugleich als „schwärmerisch unerfüllbar, unwirklich, wirklichkeitsfremd“ definiert wird.

Für Uta Enders-Drägässer sind „Utopien Fantasiegebilde, Produkte der Vorstellungskraft, aber auch Entwürfe für eine andere und bessere Welt, konkretisierte Wünsche, Träume. Selbst wenn sie noch so unrealistisch erscheinen, können sie doch neue Orientierungen geben und in ungeahnter Weise Wirkungen entfalten, weil sie immer auch Kritik am Bestehenden zum Ausdruck bringen und den Wunsch, es zu verändern. Utopien eröffnen mit ihrer Sicht auf das Unmögliche, mit dem Aussprechen des Unausgesprochenen, mit dem Fantasieren des Ungedachten den Blick auf mögliche Veränderungen und nicht nur in einer anderen und besseren Zukunft, denn sie sind ein Blick auf Mögliches, auf Neues, auf Veränderbares im Gegenwärtigen. Denn Utopien stellen Selbstverständliches dadurch in Frage, daß sie an die Stelle des Seitherigen das erdachte Neue, das erfundene Andere mehr oder weniger konkret setzen“.

Am Beispiel der von Frauen in den letzten 20 Jahren aufgebauten Fraueninfrastruktur erklärt sie, wie „Utopien auf die Gegenwart verändernd einwirken können, weil sie Problemlagen sichtbar machen, die noch nicht offenkundig sind oder die noch bestritten werden, weil sie innovative Antworten auf schon bekannte Problemlagen darstellen können und wenn der weibliche Wunsch Mutter der Utopie ist“ (Enders-Drägässer 1995, 79). Ähnlich wie Enders-Drägässer meint auch Holland-Kunz (1988), daß feministische Ent-

würfe einer anderen, „besseren“ Welt für Frauen ihre Wurzeln in der gegenwärtigen „nekrophilen“ patriarchalen Welt haben, gleichsam als Kritik am Patriarchat formuliert sind. Von diesem Verständnis her könnte Realität auch in Utopien hinein verlängert werden und umgekehrt.

Unter Karriere verstehen die Autoren des Fremdwörterbuches u.a. „eine bedeutende, erfolgreiche Laufbahn“. In der Ausgabe von 1997 ist der Begriff „Karrierefrau“ ergänzt, mit dem eine Frau bezeichnet wird, „die beruflich eine wichtige Stellung innehat und auf eine erfolgreiche Laufbahn bedacht ist“. Klar ist, daß die Autoren „Karriere“ nicht in der Privatheit der Haus- und Familienarbeit angesiedelt haben, z.B. Kinder geboren und sie gut versorgt und gebildet zu haben, sondern die „Karriere“ in der öffentlichen Sphäre von Politik, Beruf und Gesellschaft meinen.

Wenn ich trotz postmoderner Debatte von einem Konsens zum Begriff „weiblich“ ausgehe, sind die Begriffe in meinem Thema nun so definiert, daß ich mit der Arbeit beginnen kann, die utopische Dimension in der Wirklichkeit weiblicher Berufskarrieren zu identifizieren. Und Berufskarriere heißt für die hier versammelten Frauen auch aus der männlichen Perspektive wirklich erfolgreich zu sein als Ministerin, Staatssekretärin, Stadträtin, Professorin oder selbständige Unternehmerin, in Positionen also, die auch für männliche Laufbahnen als Erfolg gelten können.

Meine These zur Utopie, zum „besseren“ Anderen in der gegenwärtigen Wirklichkeit weiblicher Karrieren ist, daß Frauen nicht über Männer vermittelt erfolgreich sind, sondern im Gegenteil nur dann, wenn sie sich positiv auf Frauen beziehen und sich aufgehoben fühlen können in einem Frauennetz kollektiver Anstrengungen zur Gewinnung von Freiheit, die verbunden ist mit sozialer Verantwortung und gesellschaftlicher Macht. Insofern sehe ich unsere Karrieren eingebettet in die Geschichte der Frauenbewegung als eine individuelle und kollektive Leistung zugleich, mit der jede Frau etwas beiträgt zur Utopie der Gerechtigkeit zwischen den Geschlechtern.

Die Ergebnisse vieler Studien aus der Frauenforschung scheinen diese Vermutung allerdings eher zu widerlegen; dazu drei Argumente aus der Literatur (mit kritischen Anmerkungen):

- Im Mittelpunkt vieler Texte stehen Konkurrenz und Konflikte unter Frauen, durch die Kooperation und gegenseitige Bestärkung behindert werden; als Bilder werden entweder die Konkurrenz unter Frauen um den „nächst übergeordneten Mann“ beschrieben wegen des Zugangs zur

Macht, den scheinbar nur er öffnen kann, oder ein Mutter-Tochter-Verhältnis, das in der Regel konflikthaft imaginiert wird (vgl. u.v.a. Roggenkamp 1993; Wülfing 1994; Flaake 1997). Dabei wird offensichtlich unterstellt, daß Konkurrenz zwangsläufig mit „Feindschaft“ oder Abwertung von Frauen verknüpft ist. Weiter scheinen hinter der Trauer über das mißlungene „Projekt Frauensolidarität“ (Meyer 1994) die positiven Erfahrungen gelungener Kooperation zu verschwinden.

- In einigen empirischen Studien wird der Erfolg von Frauen eher auf männliche, weniger auf weibliche Förderung zurückgeführt. Z.B. zieht Birgit Meyer (1994) aus der Befragung erfolgreicher Politikerinnen den Schluß, daß sie sich in ihrer Erinnerung eher auf die Förderung, die sie vom Vater erhalten haben, weniger auf die der Mutter beziehen, wenn sie ihren Erfolg erklären. „Fast unisono wird der Vater als identitätsstiftendes Vorbild hervorgehoben“ (390). Offen bleibt allerdings, inwieweit in den Interviews überhaupt nach der Förderung durch die Mütter gefragt wurde. Weiter ist zu bedenken, daß es weibliche Vorbilder für Politikerinnen noch nicht so lange gibt, daß sie als Rollenmodelle für Frauen dienen könnten; ebenso waren relativ wenige Frauen politisch erfolgreich und daher öffentlich sichtbar, so daß vor allem ältere Frauen fast zwangsläufig davon ausgehen müssen, daß sie sich an ihren Vätern orientiert haben und von ihnen unterstützt wurden.
- In Studien zum Erfolg von Wissenschaftlerinnen wird ihr Erfolg eher auf Hinweise und Initiativen wohlmeinender Lehrer zurückgeführt. Vera Werner und Claudia Bernardoni (1987) haben z.B. (auch Angelika Wetterer) erfolgreiche Wissenschaftlerinnen daraufhin befragt, wie sie ihre Karriere geplant haben. Ergebnis ihrer Untersuchung war, daß sie eher nicht geplant hatten, sondern diese Position „irgendwie“ errungen haben, z.B. weil ein Doktorvater oder Professor meinte, daß sie weitermachen sollten. Kritisch angemerkt sei hier, daß diesen wenigen Beispielen die vielen Beispiele mißlungener Karrieren gegenüberstehen, weil Männer sich entweder die Arbeitsergebnisse der Kolleginnen angeeignet haben oder Frauen durch sexistische Übergriffe an der Arbeit und am Erfolg behindert haben (vgl. Schmerl 1997). Weiter ist auch hier festzuhalten, daß bei einem Anteil von 4,7% Frauen an der deutschen Professorenschaft Frauen zwangsläufig eher Doktorväter als Doktormütter haben. Gleichzeitig wird in diesem Argument Förderung reduziert auf einen fachlich-wissenschaftlich betreuenden Diskurs. Ausgeblendet bleiben die sozialen und emotio-

nen Dimensionen der Förderung, mit denen das Durchhalten der Strapazen auf dem dornigen Weg der Karriere erst möglich wird.

Was fehlt sind Untersuchungen, in denen in den Begriff „Karriere“ die andere Seite der gesellschaftlichen Arbeit, die versorgende Haus- und Familienarbeit, einbezogen und in ihrer die „Karriere“ im öffentlichen Bereich unterstützenden Funktion reflektiert wird. Für Männer ist dieser Aspekt im Slogan der Frauenbewegung zusammengefaßt: hinter jedem erfolgreichen Mann steht eine Frau. Wer aber steht hinter jeder erfolgreichen Frau, bestimmt eher nicht ein Mann. Weiter sollten erfolgreiche Frauen systematisch nach der Bedeutung von Frauen und Männern in ihrem Leben gefragt werden, so daß z.B. auch negative Abgrenzungen gegen die Mütter – „so wie sie möchte ich nicht werden“ – als konstruktive, karrierestiftende Elemente erkennbar werden, nicht nur als Konflikte oder Behinderungen. Schließlich bildet sich gerade aus der Kritik an der Realität der Mutter die Utopie, die Vorstellung für ein „anderes“ Leben.

Als empirische Belege für meine These will ich meine eigenen Erfahrungen einführen:

- zum Mutter-Tochter-Konflikt: dieser Konflikt war in meiner Geschichte nur eine Seite meiner Beziehung zu meiner Mutter. Negativ abgegrenzt habe ich mich gegenüber der Hausarbeit, gegenüber ihrer Gebundenheit durch Familie, vor allem aber gegenüber ihrer wirtschaftlichen Abhängigkeit von ihren beiden Ehemännern, wobei der erste sie zudem in Armut gestürzt hat. Aber ich war ihr auch dankbar, daß sie mir trotz der finanziellen Enge erlaubt hat, Abitur zu machen, obwohl meine Leistungen zu keinerlei Hoffnung Anlaß gaben. Indem sie mich mit den jüngeren Geschwistern gefordert hat, hat sie mich soziale Verantwortung gelehrt, ihr politisches Interesse und ihre Sprachkompetenz haben mich schon sehr früh fasziniert und angeregt.
- zum Vater-Vorbild: zum Glück hatte ich zwei Väter, so daß mir alternative Vorbilder zur Verfügung standen, ein vernachlässigender „Erzeuger“ und ein sehr fördernder, für die Familie verantwortlich handelnder Vater. Er war Diplomingenieur und hat mir in meiner Kindheit die Grundzüge des Elektrohandwerks beigebracht. Er war ein Vater-Mann-Vorbild, aber keineswegs konnte ich mich in meiner „Karriereplanung“ an ihm orientieren. Zum einen mußte ich irgendwie die „Kinderfrage“ berücksichtigen, die meine Mutter u.a. schließlich aus dem Rennen geworfen hatte. Zum

anderen habe ich meinen Beruf im sozialen, nicht im technischen Bereich gewählt, mit anderen Worten eine als typisch weiblich geltende Berufsentscheidung.

- zur Förderung durch Lehrer: da sind meine Erfahrungen gänzlich andere als die, die in der Literatur berichtet werden. Die Ehrenrunde im Gymnasium mußte ich trotz jährlicher Gefährdung erst dann drehen, als ich zum ersten Mal einen Klassenlehrer hatte; in meiner wissenschaftlichen Arbeit wurde ich von Männern eher behindert als gefördert, den Weg ins Staatssekretariat hat mir die Frauenbewegung geebnet, obwohl von den Machtverhältnissen her der männliche Parteiführer in Hessen den Daumen heben mußte; er hat ihn dann allerdings auch relativ schnell wieder gesenkt.

Wenn es also nicht Männer waren, auf die ich mich in meiner Laufbahn stützen konnte, müssen es Frauen gewesen sein. Es gilt, sie systematisch zu entdecken und ihnen zu danken.

Es sind immer wieder andere Frauen, die in jeder Phase der Entwicklung kürzer oder länger einen besonderen Platz einnehmen. In der Kindheit waren es Tanten aus der Großmüttergeneration, die im Gegensatz zum Leben meiner Großmütter und Mutter ein unabhängiges, selbständiges Leben geführt und sich meiner angenommen haben. Beispielsweise verbrachte eine viel Zeit mit mir, schon bevor ich zur Schule ging. Eine andere führte mich als Jugendliche bereits in die Anthroposophie ein, brachte immer mal interessante Bücher vorbei und lehrte mich durch das Gespräch mit ihr zu denken. An jüngere oder ältere Onkel kann ich mich kaum erinnern.

In der Schulzeit und Pubertät waren es selbständige Frauen, die mich als Lehrerinnen in einer Mädchenschule oder als Leiterin der Mädchengruppe gefördert haben.

In der Ausbildung waren es Professorinnen; z.B. verdanke ich Barbara Fülgraff einen spannenden und dabei unkomplizierten Studienabschluß, weil sie mich in der für Abschlüsse schwierigen Soziologie in Frankfurt gut über die Hürden der Diplomarbeit geleitet hat. Dann gab es die Frauengruppe auf dem Weg in die Stadtverordnetenversammlung, die auch den Erfolg meiner Arbeit dort mit begründet hat. Und es gab Freundinnen und die Gefährtin.

Abschließend möchte diese persönlichen Erfahrungen wieder verallgemeinern: Die Grundlagen von Karriere in der Unterstützung von Frauen, Müttern, Tanten, Schwestern, Freundinnen, Lehrerinnen zu sehen und das eigene

Leben biographisch von diesem Prinzip her zu rekonstruieren, ist zuerst einmal ein theoretischer Akt. Aber damit setze ich mehr oder weniger konkret „an die Stelle des Seitherigen das erdachte Neue, das erfundene Andere“, die Utopie (Enders-Drägässer). Aus dieser Perspektive wächst dann auch die Erkenntnis von der Bedeutung, die jede von uns für andere, insbesondere für die jüngeren Frauen hat und von der sozialen Verantwortung, die damit verbunden ist. Die Voraussetzung dafür ist, Frauen zu achten, ihr Leben und ihre Arbeit zu würdigen und ihnen zu danken – wiederum ein Stück realer Utopie.

Literatur

- Der Große Duden: Fremdwörterbuch. Mannheim, Wien, Zürich 1966
- Editorial: Beiträge zur Feministischen Theorie und Praxis: Utopie, Richtiges im Falschen?, Heft 39 Köln 1995
- Enders-Drägässer, Uta: Frauen, Macht und Utopien: Frauen in politischer Verantwortung. In: Hast, Hildegard (Hrsg.): Frauen sind....ohnmächtig, übermächtig, mächtig...eine Macht. Dokumentation der 5. Fuldaer Frauenwoche. Fulda 1995
- Flaake, Karin: Frauen in Arbeitszusammenhängen: Kooperation und Konkurrenz – unvereinbar? In: Zeitschrift für Frauenforschung, Heft 1/2, 1997
- Holland-Cunz, Barbara: Utopien der neuen Frauenbewegung. Gesellschaftsentwürfe im Kontext feministischer Theorie und Praxis. Meitingen 1988
- Meyer, Birgit: „Hat sie heute denn überhaupt gekocht?“ Frauen in der Politik von der Nachkriegszeit bis heute. In: Brückner, Margrit; Meyer, Birgit (Hrsg.): Die sichtbare Frau. Die Aneignung der gesellschaftlichen Räume. Freiburg 1994
- Roggenkamp, Viola: Begehren statt entbehren. Frauen im Konkurrenzkampf. In: Koppert, Claudia: Glück, Alltag und Desaster. Über die Zusammenarbeit von Frauen. Berlin 1993

- Schmerl, Christiane: Geschlechterbilder im Wissenschaftsspiel – Genutzte Chancen versus verlorene Selbstachtung. In: Zeitschrift für Frauenforschung, Heft 1/2, 1997
- Bernardoni, Claudia; Werner, Vera (Hrsg.): Ohne Seil und Haken. Frauen auf dem Weg nach oben. Bonn 1987
- Wülfing, Gisela: Die öffentliche Frau. Ein vertrautes oder fremdartiges Zauberesen? In: Brückner, Margrit; Meyer, Birgit (Hrsg.): Die sichtbare Frau. Die Aneignung der gesellschaftlichen Räume. Freiburg 1994

Hildegard Entzian

Wer den Kopf aus dem Gras hebt, erlebt manchmal den Rasenmäher

Bei Lorient ist zu lesen: „Je älter wir werden, desto neugieriger betrachten wir unsere Vergangenheit, desto verwunderter vergleichen wir Zeiten und Räume. Vieles haben wir verdrängt in einer Art privater Schadstoffdeponie, manches ist abrufbar und dient einem meist amüsierten Blick auf die durchleierten Jahre, und nur ganz wenige Erinnerungen sind immer griffbereit, immer in Benutzung und verlieren nichts von ihrem Glanz“. Mit der Einladung zu diesem Symposium war die Einladung verbunden, die Erinnerungen, die immer griffbereit sind, zu verlassen und noch einmal genauer auf die Verflochtenheit zwischen Zeitgeschehen und individueller Entwicklung zu schauen.

Auf was schaue ich zurück, wo stehe ich und wohin eröffnet mir die Rückschau den Blick? Die erste Frage verlangt einen Blick zurück zu den Anfängen, zu meiner Kindheit: Geboren Mitte der 50er Jahre, aufgewachsen 40 km von hier auf dem Bauernhof im katholischen Südoldenburg. Damit vereine ich alle Merkmale einer damals prognostisch schlechten Bildungschance. Die traditionelle Disposition zum Verzicht auf eine weiterführende Bildung wurde in den 60er Jahren für bestimmte Gruppen ermittelt. Neben den Arbeiterkindern waren es die Merkmale: Mädchen, katholisch und vom Lande. Ein weiteres Schlagwort meiner frühen Bildungsphase: der Bildungsnotstand. Picht spricht 1964 von der deutschen Bildungskatastrophe, womit beispielsweise Schulraum- und Lehrermangel, aber auch Bildungsdefizite der Arbeiter- und Landbevölkerung gemeint waren. Dies war meine erste Bildungswirklichkeit.

Mit der plattdeutschen Sprache aufgewachsen, erlebte ich die Grundschulzeit auf dem Dorf, die erste bis zur vierten Klasse wurden in einem Raum von einem Lehrer unterrichtet. Es war keine beschauliche Kleingruppe. Diese Grundkonstellation war in bezug auf Bildung alles andere als günstig. Günstig war die Klarheit meines Elternhauses. Die Logik auf dem Hof war

eindeutig, sie lautete: Wenn nur einer den Hof erben kann, müssen die anderen was lernen. Und wer eine vernünftige Ausbildung bekommt, kann keinen Anspruch auf eine große Aussteuer erheben. Wenn der Lehrer meint, das Kind soll aufs Gymnasium, dann soll sie es versuchen. Und in diesen letzten Worten liegt eine Grundmaxime meiner Erziehung: Man muß es versuchen. Typische Sprüche meiner Kindheit waren: „Kann ich nicht, gibt es nicht.“ Es heißt: Ich will es erst einmal versuchen. Und ein zweiter Spruch lautete: „Es ist noch kein Meister vom Himmel gefallen.“ Überlege, wer du bist und trau dir was zu. Diese beiden Botschaften konnten inmitten einer typisch autoritären und kirchenfrömmigen Erziehung soweit entwickelt werden, daß sie mein Leben bestimmt haben.

Ich kann mich nicht erinnern, in meiner Oberstufenzeit jemals über den Begriff der Emanzipation diskutiert zu haben. Das lebenslaufprägende Merkmal war Unabhängigkeit. Wichtig war es, unabhängig von unseren Elternhäusern zu sein, die Befreiung von einer unhinterfragten Lebensform, die sowohl das Machtverhältnis zwischen den Geschlechtern als auch eine absolute Amtskirchenfrömmigkeit betrafen. Der Bauer hat das Sagen, die Frau ist autonom in den Bereichen: Kinder, Küche, Kirche, und das galt als von Natur aus richtig so. Und niemand stellte das in Frage. Hinzu kam die unhinterfragte Autorität der katholischen Kirche. Neben diesem klaren Alltagserleben konnten wir durch ein relativ unkontrolliertes Schul- und Freizeitleben in den 70er Jahren als Jugendliche die Ernte einfahren, die die sogenannte 68er Generation vor uns gesät hatte. Es gab genügend Freiräume, das veränderte gesellschaftliche Leben kennenzulernen und mit eigenen Augen in die Zukunft zu blicken. Die antizipierte Zukunft hieß aber nicht Karriere oder Emanzipation, sondern eine eigene Lebensform auszuprobieren. Es war ein entschiedenes „weg von“, aber es gab keine genauen Vorstellungen vom „hin zu“.

Meine erste Berufsausbildung führte mich nach Lübeck in die Krankenpflege. Ein typisch weiblicher Beruf, er bedeutete aber auch finanzielle Unabhängigkeit. Diese Entscheidung war zwei Jahre gut. Die verantwortliche Redakteurin der Zeitschrift „Forum Sozialstation“ schreibt in der Dezember-Ausgabe des Jahres 1997, daß die Pflegeberufe in der Öffentlichkeit immer noch irgendwo zwischen Putzfrau und dem Arztberuf angesiedelt werden und in den letzten 25 Jahren kein deutliches Profil entwickelt haben. Uschi Grieshaber schreibt: „Die Rolle von Pflegenden ist anderen unklar und vermutlich vielen Pflegenden auch. Pflegende verstehen es offensichtlich weni-

ger als andere Berufsgruppen im Gesundheitswesen, darzustellen, was sie - und nur sie - können“. Es war nicht ein Statusgerangel mit dem Arztberuf, der zu der Erkenntnis führte: Eigentlich ein interessanter Beruf, aber es gibt keine berufliche Position, in der ich mir ein eigenständiges berufliches Arbeitsfeld vorstellen kann. Vorstellen konnte ich mir den Bereich der Ausbildung in den Krankenpflegeschulen. Aber für die Weiterbildung zur Schulschwester brauchte man damals dreijährige Berufserfahrung; das kam für mich nicht in Frage, und ich wollte einen akademischen Abschluß.

Als ich in die Ausbildung zur Krankenschwester ging, wurde diese Entscheidung von vielen Seiten in Frage gestellt: „Wie, und dafür hast Du Abitur gemacht?“ Drei Jahre später, als ich nach dem Ende der Ausbildung mit dem Pädagogikstudium in Kiel begann, hieß es: „Tja, damit hast du drei Jahre vergeudet“. Es sollte sich anders erweisen, so wie sich auch die gesellschaftliche Bewertung einer Doppelqualifikation verändert hat.

Ich hatte mich entschieden: Ich wollte in der Erwachsenenbildung im Rahmen des Gesundheitswesens tätig sein. Ich wollte das Geschäft des Unterrichts erlernen, und mir war erkennbar, daß ich kein Staatsexamen, sondern ein Diplom brauche. Zunächst habe ich das erste Staatsexamen als Lehrerin absolviert, in der Phase die Studienbedingungen des Vordiploms erfüllt und als Extrawache auf einer inneren Intensivstation gearbeitet. In der Mitte des Hauptstudiums erteilte mich meine erste wirkliche Berufskrise: Aus den zaghaften Akademisierungsversuchen der Pflege in Deutschland war nichts geworden, damit ein Quereinstieg fragwürdiger. In den USA ist die Pflegewissenschaft seit Anfang des Jahrhunderts und in England seit den 50er Jahren etabliert, die Bundesrepublik hinkt Jahrzehnte hinterher. Ein Modellstudiengang Pflege wurde von 1976-1982 in Berlin durchgeführt. Es ging um die akademische Ausbildung von Lehrkräften in der Pflege. Dieser Studiengang ist Anfang der 80er Jahre nicht als Regelstudiengang etabliert worden, u.a. weil die Berufsgruppe das nicht unterstützt hat. Auch die Berufsaussichten von Diplom-Pädagogen waren schlecht. Mittlerweile verheiratet, zwei kleine Kinder, schien ich aufgrund der Arbeitsmarktsituation dem traditionellen Frauenschicksal zu erliegen. Nach einer langen Ausbildung sah ich mich im traditionellen Arrangement der Geschlechter - das Vokabular, aber nicht die Konstellation schien sich verändert zu haben - für die soziale Peripherie (so Ursula Pasero) zuständig.

Ich wollte Pädagogik und Pflege verbinden, also ging ich auf die Suche nach einer Dozententätigkeit in Krankenpflegeschulen. Die Telefongespräche wa-

ren deprimierend: „Wenn bei uns ein Dozent aufhört, schlägt er immer einen Kollegen vor“ oder: „Wenn Sie nicht Schulschwester und nicht Psychologe sind, dann...“ bis: „Geben Sie mir mal Ihre Nummer, vielleicht kommen wir ja mal in Not“. Es waren eine gute Portion Frustrationstoleranz und, wie man sagt, „am Ball bleiben“, was dazu führte, daß ich in einer Altenpflegeschule an der Westküste in Heide landete. Es war ein Kraftakt. Aber in dieser Phase begann die Verbindung zwischen Beruf und Studium, woraus sich mein heutiger Schwerpunkt - das Theorie-Praxis-Verhältnis in der Pflege - entwickelt hat. Mein noch ausstehendes Praktikum konnte ich teilen, zunächst ging ich in ein Alten- und Pflegeheim und dann in die Altenpflegeschule. Diese kurze Zeit im Pflegeheim hat mir tiefe Einblicke in den ganz eigenen Bereich der Pflege alter Menschen und in den Lebensbereich Heim ermöglicht, und die Schule hat mich beruflich geprägt. Nach einem kurzen Intermezzo im Fach Pflege übernahm ich das Fach Berufskunde. Altenpflege als Beruf, inhaltlich in der Mittelstellung zwischen Sozialpädagogik/Sozialwissenschaften und Krankenpflege - Medizin, das wurde mein Thema. Es kostete etwas Überzeugungsarbeit an der Hochschule, aber ich konnte meine Diplomarbeit zum Thema Berufsselbstverständnis der Altenpflege anfertigen. Die Frage nach dem Berufsselbstverständnis war in der Literatur aufgeworfen, die Verbindung zwischen den Bedingungen des Diploms und der zeitlich noch sehr begrenzten Arbeit als Dozentin gut zusammengefügt. Mit dem Abschluß des Studiums arbeitete ich als Dozentin in mehreren Altenpflegekursen, hatte mittlerweile neben der Berufskunde das Fach Berufsethik übernommen und aus der Pflege das Thema der „aktivierenden Pflege“. Zeitlich sehr überschaubar, aber ein Start. Ich wurde Mitglied der Deutschen Gesellschaft für Gerontologie, beschäftigte mich mit der gerontologischen Diskussion im Bereich der Altenhilfe. Es war eine wesentliche Phase der Entwicklung einer beruflichen Identität als Diplom-Pädagogin.

Aber es gab keine feste Arbeitsstelle. Diesmal bekam ich keine Krise, sondern war zu dem Zeitpunkt inhaltlich fasziniert von einem neuen Thema, der Theorie der institutionellen Pflege alter Menschen: Geprägt einerseits durch ein Studium bei Prof. Kupffer, der zum Zeitpunkt meines Examens bereits emeritiert war, und zwar durch seine Theorie der Heimerziehung bzw. der Interaktion in ungleichen Machtkonstellationen; andererseits mittlerweile vertraut mit gerontologischer Literatur. Hier war ich auf den Studienbrief: „Älterwerden als Thema der eigenen Biographie“ von Barbara Fülgraff gestoßen. In diesem Studienbrief gibt es ein Beispiel zur aktivierenden Pflege: Die Familienpflegerin, die von einem alten Mann gefragt wird, ob sie sich

nicht mal im Haushalt nützlich machen wolle, obwohl in diesem Bereich gar keine Abhängigkeit vorlag. Es wurde mein Unterrichtsbeispiel, und der Begriff aktivierende Pflege war damals in der Altenhilfe in aller Munde. Je länger ich mich damit beschäftigte, desto deutlicher wurde: Egal was es ist, eine Theorie der institutionellen Pflege ist es nicht, und es gibt auch keine. Meine Alltagsthese lautete: die aktivierende Pflege ist als Konzept der institutionellen Altenpflege ein großer Bluff, aber aus Goffmans Theorie der totalen Institution, aus der Heimerziehung Kupffers und aus dem Interaktionskonzept von Barbara Fülgraff könnte man etwas machen. Das wäre mein Thema. Zum damaligen Zeitpunkt gab es in Kiel keinen gerontologischen Arbeitsschwerpunkt. Es war die Frage meines Mannes: „Warum machst Du es nicht woanders?“ die mir deutlich machte, daß ich meine beruflichen Entscheidungen mit dem Schicksal verknüpfe, an einer Hochschule studiert zu haben, an der noch nicht gerontologisch geforscht wird. Ich habe lange gezögert, für die sechs Zeilen nach Oldenburg habe ich zwei Wochen gebraucht, aus Befürchtungen, akademische Gepflogenheiten zu verletzen, aber auch mich zu überschätzen.

Der Titel meines heutigen Symposiumsbeitrages stammt aus der gemeinsamen Arbeitsphase mit Barbara Fülgraff. Ich kam von einer Altenpflegegattung und berichtete über das - aus meiner Sicht - enttäuschende Niveau. Frau Fülgraff fragte: „Warum melden Sie dann nicht selber etwas an?“ Es folgten lange Erklärungen von mir, und ich erhielt als Antwort: „Das Leben ist wie ein Krokus. Wer den Kopf aus dem Gras hervorhebt, erlebt ab und an den Rasenmäher. Das gehört dazu“. Die Antwort paßte zu meinem Lebensweg, aber zeitlich war das Kopfbeheben noch nicht dran. Unterrichtstätigkeit, Dissertation und Familie, es war sehr viel ganz banale Disziplin nötig, um diese drei Bereiche zu bewältigen.

Der Einstieg ins regelmäßige Arbeitsleben war aufgrund der sich etablierenden Pflegewissenschaft am Anfang der 90er Jahre plötzlich kein Problem. Berufspolitisch und gesellschaftspolitisch veränderte sich die Einstellung zur Akademisierung der Pflege. Anfang der 90er Jahre empfahl die Kultusministerkonferenz der Bund-Länder-Kommission für Bildung, Planung und Forschungsförderung, neue Modellversuche für Studiengänge im Gesundheitswesen einzurichten. Es wurde eine gemeinsame Arbeitsgruppe von KMK und GMK eingerichtet. Diese hielt es für erforderlich, Pflegewissenschaft auch an Universitäten einzurichten. Diese Auffassung machte sich auch die Bundesregierung zu eigen (BDS 12/5545, S.9). 1993 veröffentlichte die Ro-

bert-Bosch-Stiftung die Denkschrift „Pflege braucht Eliten“, die Universität Bremen entwickelte einen Modellstudiengang Pflegepädagogik, und unterschiedliche Bundesländer richten auf der Fachhochschulebene pflegewissenschaftliche Studiengänge ein. 1993 war das Jahr meiner Promotion an der Carl von Ossietzky Universität in Oldenburg. Als fast „promovierte Krankenschwester“ - ein Begriff, den ich seither häufig gehört habe - wurden mir drei Arbeitsstellen angetragen, ohne daß ich mich ein einziges Mal beworben hatte. Ich arbeite heute mit halber Stundenzahl im Landesseminar und leite die Weiterbildung „Lehrerin/Lehrer für Pflegeberufe“. In den zunehmend größeren Freiräumen aufgrund der Tatsache, daß unsere Töchter mittlerweile herangewachsen sind, arbeite ich freiberuflich zu Themengebieten der Professionalisierung der Pflege alter Menschen.

Astrid Hedtke-Becker wählte für ihren Symposiumsbeitrag den Titel: „Den Fisch fängt nur, wer die Angel ins Wasser hält“, diese Bedingung habe ich in meinem Berufsleben schnell erkannt. Der zweite Teil der Bedingung: „Der Köder muß dem Fisch und nicht der Anglerin schmecken“, hat mir mehr Kopfschmerzen gemacht. Mein Einstieg in die öffentliche Pflegediskussion war für viele Pflegekolleginnen „merkwürdig“, wie sie mir später erzählten. Plötzlich tauchte eine „promovierte Krankenschwester“ in der Pflegeöffentlichkeit auf, überhaupt nicht mehr jung, von der man noch nie etwas gehört hatte und die entschieden war, „mitzumischen“. Am Anfang war es sehr befremdlich und oft einsam. Diese Kolleginnen und Kollegen haben zu dem freiberuflichen Teil meines Berufslebens nach anfänglicher Skepsis maßgeblich beigetragen. Da stehe ich jetzt.

Ein kurzer letzter Gedanke: Worauf schaue ich? Die Frage nach Glück habe ich in meinem bisherigen Leben immer nur auf Einzelsituationen gerichtet, nie auf den Gesamtlebenslauf. Bei Heinrich Heine ist zu lesen: „Das Glück ist eine leichte Dirne, sie weilt nicht gern am selben Ort; sie streicht das Haar dir aus der Stirne, und küßt dich rasch und flattert fort“. Die Unbeständigkeit des Glücks im Bild des sogenannten leichten Mädchens. Ganz im Gegensatz dazu der Managementtrainer Sprenger. Er schreibt: „Glück ist keine Glücksache. Glück ist das Ergebnis von selbstverantwortlichem, entschiedenem Handeln“. Dazwischen liegt meine Positionierung. Es war nicht das plötzliche Glück und nicht Karriereplanung. Es war Schritt für Schritt, der unbeirrbare Wille nach Berufstätigkeit und die notwendigen Kompromisse aufgrund der familiären Situation. Die Gestaltung von eigener Beruflichkeit hatte in meinem Leben wesentlich mit strukturierten Handlungsschritten zu

tun, wie wir sie aus jedem simplen Managementhandbuch kennen. Diese Regeln habe ich nicht explizit gekannt, aber eine klare und strukturierte Lebensform entspricht meiner Person. Denken wir nur an den Spruch: „Wer nicht weiß, welchen Hafen er ansteuert, für den ist kein Wind der Richtige (Seneca)“.

Es war für mich ein weiterer Schritt zu erkennen, daß zu meinem Anspruch an Beruflichkeit ein berufslebenlanges sich Einlassen auf Vergleich und öffentliches Versagen gehören würde: Erfolge als Erfolge zu erleben, Mißerfolge als Mißerfolge wahrzunehmen, aber sie auf die Situation und nicht auf mich als Person zu beziehen; einzugestehen: „Dumm gelaufen“ anstatt, „du kannst das sowieso nicht, Du bist zu blöd und die mögen dich sowieso nicht.“ Dazu gehört aber auch, und das war einer meiner härtesten Lernschritte, einen Konflikt als beruflichen Konflikt zu erkennen, eine Intrige als Intrige wahrzunehmen und nicht als persönliche Kränkung oder Verletzung und darauf zu reagieren mit überwiegend „kopfgesteuertem“, sachlichem Verhalten.

Der nächste Schritt war in meinem Leben von besonderer Bedeutung: Mit allen Beteiligten die Pläne zu besprechen und gemeinsam Strategien zu entwickeln. Dazu gehörten Haushaltsentlastung, Kinderbetreuung, Arbeitsverteilung, und im Laufe der Jahre immer wieder Anpassungen und Kompromisse.

Liebe Frau Fülgraff, Sie haben einmal geschrieben, daß Sie mit ihren wissenschaftlichen und praktischen Tätigkeiten zur Verbreiterung der Planungsfähigkeit von Menschen beitragen möchten. Das bezog sich auf ihre gerontologische und pädagogische Arbeit. Ich möchte es auf mich beziehen: Sie haben mir am Anfang sehr deutlich gemacht, daß Pflege nicht zu Ihren wissenschaftlichen Hauptinteressen zählt und wie sie die realistischen Chancen einer Promotion unter den gegebenen Bedingungen sehen. Gleichzeitig haben Sie klar gemacht: „Aber wenn sie es wirklich wollen, versuchen Sie es“.

Sie haben die Arbeit begleitet, und damit wesentlich zu meiner beruflichen Positionierung beigetragen. Es war nicht Glück allein, aber es war genügend Glück dabei, vielen Dank.

Karin Kurpjoweit

Zur Bedeutung von zehn Jahren Altersunterschied in einer Frauengeneration

Ich begegnete Barbara Fülgraff in einem Seminar des Diplomstudienganges 'Weiterbildung' Mitte der siebziger Jahre. Damals eine Begegnung zwischen Professorin und Studentin; in der Retrospektive aber auch eine unter Frauen.

Der Zugang zu diesem Studiengang war derzeit durch einen NC geregelt; nur zwölf StudienbewerberInnen pro Semester bekamen eine Chance. Die Ausbildung wurde überwiegend als Zusatzstudium genutzt; das Diskussionsniveau in den Seminaren war entsprechend anspruchsvoll. Wir Studierenden bewunderten in den Seminaren Barbara Fülgraffs Moderationsfähigkeiten; für diese war sie bekannt. Ihr Anspruch an uns, als zukünftige WeiterbildnerInnen in der Lernsituation niemals das Prinzip „Primus inter pares“ - erste unter Gleichgestellten - zu mißachten (ein Grundsatz der Weiterbildung !) - wurde von ihr selbst in jeder Seminarsitzung exemplarisch vorgeführt: „Es ist auch Ihr Seminar“, forderte Sie unsere Eigenständigkeit heraus. Etwa 20 Jahre liegt es zurück, daß sie mich um meine Mitarbeit in Kursen zur Vorbereitung auf Ruhestand und Alter bat. Zwei Bemerkungen aus diesem Gespräch sind mir in Erinnerung geblieben: „Sie sind keine der üblichen Studentinnen“ und „Ach, dann sind Sie ja genau zehn Jahre jünger“. Beide Bemerkungen erhalten unter der Fragestellung: „War's denn immer nur Glück?“ eine neue zusammenhängende Bedeutung.

Ich war damals bereits über dreißig, hatte zwei abgeschlossene Ausbildungen, Berufserfahrungen im Management eines Großkonzerns, als Betriebsrätin, als Lehrerin in der Schule und stand kurz vor Abschluß meines Diploms - da wurden meine von mir selbst bereits als „Alter“ empfundenen Lebensjahre zur Relation, zur soziologischen Dimension. Für einige der TeilnehmerInnen, allesamt vor der Pensionierung stehend, war ich schlicht „die Kleine“. Sie maßen Alter an Lebens- und Berufserfahrungen, und davon hatte ich in ihren Augen noch reichlich zu sammeln.

Die biographischen Relationen und ihre Bedeutung für die Frauengeneration der in den dreißiger und vierziger Jahren Geborenen möchte ich im nachfolgenden aufgreifen. Besonders dieses Jahrzehnt hinterließ deutlich unterschiedliche Konturen in den Lebensläufen, denn die geschichtlichen Begleitumstände leiteten einen Wertewandel ein. Lassen Sie mich aus diesem die veränderte Einstellung einiger der zunehmend zahlreicher werdenden berufstätigen Frauen herauszugreifen, und zwar deren Anspruch auf Autonomie.

Viele Frauen der Nachkriegsgeneration fanden sich in Lebensläufen, die als „nicht üblich“ definiert werden können und die sie und ihre Eigenständigkeit in besonderer Weise forderten.

Mein nach der Auflösung einer ehelichen Partnerschaft wieder angenommener ostpreußischer Geburtsname zeugt von einer Odyssee der Herkunftsfamilie nach dem Kriegsende und einer mit der deutschen Geschichte verwobenen Familienbiographie. Erfahrungen mit Flucht und Vertreibung, ein durch Kriegsgefangenschaft abwesender Vater in den entwicklungspsychologisch so bedeutenden ersten fünf Lebensjahren, aber auch eine in dieser Zeit von partnerschaftlichen Klischees freie Orientierung auf die Mutter als einzige, alles steuernde Bezugsperson, hinterließen formende Spuren.

Frauen allein bestimmten für viele der in den vierziger Jahren Geborenen eine Zeitlang oder gar für immer die Lebensgestaltung. Als Familienoberhaupt waren sie in ihrer Autorität legitimiert, in zahlreichen Berufen und öffentlichen Ämtern vertreten, solange die Männer fehlten. Ihre Söhne und Töchter bildeten die neue, die „vaterlose Gesellschaft“. Zum Verschwinden des Legitimationsanspruchs väterlicher Autorität in den Familien und damit dem Verschwinden der Ehrfurcht vor der staatlichen Ordnung, wie Alexander Mitscherlich es definierte, registrierten die Töchter, daß die Geschichtsschreibung die Leistungen ihrer Mütter hinter dem Begriff „Zivilbevölkerung“ unsichtbar machte. Die studentische Bewegung, an der diese Töchter ihren Anteil hatten, erzwang Reformen an den Universitäten, lehnte sich gegen ritualisierte Prozeduren und Amtsautoritätsmacht auf. Sie forderte statt dessen legitimierte Autorität im Weberschen Sinne ein, eine durch Anerkennung und Loyalität erworbene also.

Diese, meine, Generation, bildete seinerzeit auch die Klientel in Barbara Fülgraffs Seminaren. Sie forderte von uns nicht abfragbares Wissen, auch nicht den häufig als Diskurs mißverstandenen Meinungs austausch, sondern Erkenntnisgewinnung auf der Grundlage des gemeinsamen intellektuellen Kenntnisstandes. Von konstruktiver Kritik war oft die Rede.

Wohl alle hatten wir Max Weber, Habermas, Riesman, Marcuse, Freud, Mitscherlich u.a. gelesen - wir jungen Frauen aber auch Virginia Woolf, Simone de Beauvoir, Viola Klein und Alva Myrdal. Besonders die beiden letztgenannten erzeugten bei mir den Anfang einer aufklärenden differenzierenden Betrachtung von Autorität und Macht und deren Bedeutung im Geschlechterverhältnis.

Die „vaterlose Gesellschaft“, als die sich nach Alexander Mitscherlichs Auffassung Deutschland in der Nachkriegszeit präsentierte, seine Deutung vom Verfall sozialer Orientierung durch den Zusammenbruch der Vaterautorität und das daraus resultierende Hervortreten von Neid unter den Geschwistern als Metapher für ungezügelter Sozialverhalten, interpretiert die heute in die Jahre gekommene 68er-Generation selbst als Suche nach neuen kulturellen Werten. Für Hans-Martin Lohmann war diese Suche auch eine nach „Bedürfnissen“ und nach „Subjektivität“. Die Forschung der neuen Frauenbewegung leistete dazu einen bedeutenden Beitrag - und formulierte eigene Werte.

Mitscherlichs Gedanken vom Herrschaftsvorrecht der Eltern als ein sittliches Symbol für die Union kleinster und weltweiter Gruppen begriff später seine Frau Margarete als ein Relikt einer autoritären Erziehung und bedingungslosen männlich geprägten Anerkennungsforderung in den Familien. In ihrer Publikation „Die friedfertige Frau“ stellte sie die destruktive Auswirkung dieser auf die Persönlichkeit der Kriegs- und Nachkriegstöchter dar. Sie selbst war durch eine doppelte Nationalität des Elternhauses - deutsch-dänisch - durch Ambivalenzen geprägt, ihr Denken kosmopolitisch. Ute und Jürgen Habermas betonten in einem Brief an diese - ihre Freundin - deren öffentliche Vorbildfunktion für die jüngere Generation. Forscherinnen dieser jüngeren Generation setzten z.B. in der Kritik zur Koedukation gegenüber den Ministerien durch, daß die unter dem Terminus „Trümmerfrauen“ recherchierten Leistungen von Frauen in den neuen Geschichtsbüchern heute berücksichtigt werden.

Neben der Forderung nach veränderter Wertschätzung des Weiblichen entwickelte sich auch die nach rechtlicher Gleichstellung. Ich habe mich darin wiedergefunden und mit mir viele andere. Die Ablösung des 'Autoritätsballastes' der letzten Jahrzehnte verlief unter emanzipatorischem Anspruch, bezog interkulturelle und internationale Aspekte ein und veränderte so die Perspektive auf gegenwärtige Gesellschaften.

Mein Blick ging über die Grenzen zu den fortschrittlichen skandinavischen NachbarInnen - nach Schweden. Ich befand mich in meiner schwedischen

Forschung in der Weiterbildungstradition von Willy Strzelewicz, der als Emigrant vorübergehend in Schweden lebte, und dem von Hans-Dietrich Raapke - meinem Doktorvater - entwickelten Interesse, diesmal aus der Frauenperspektive. Die von der schwedischen Wissenschaftlerin Yvonne Hirdman entwickelte Theorie vom Genusssystem - eine strukturierende im Geschlechterverhältnis - fesselte meine Aufmerksamkeit. Hirdman legt den systematischen Charakter von Strukturen, Verhalten, Einstellungen, Werten und Normen einer Kultur der Zweigeschlechtlichkeit offen. Dies hatte entscheidenden Einfluß auf mein Denken, klärte und begründete meinen eigenen Standpunkt.

1954, bei meinem ersten Aufenthalt, stand Schweden noch vor enormen wirtschaftlichen Entwicklungen und großen Reformen. Bürgernahe Verwaltungsstrukturen veränderten auch dort Einstellungen zur Staatsautorität, umfangreiche Reformen im Bildungssystem u.a. dienten dem Abbau von Hierarchien, von Schicht- und Statusdenken und förderten Chancengleichheit unter emanzipatorischem Anspruch. In ihren Grundstrukturen von Bildung und gesellschaftlichem Bewußtsein hatten die schwedischen Reformen durchaus vieles mit den Zielen der etwa zeitgleich verlaufenden 68er-Bewegung hierzulande gemeinsam. Allerdings war darin das Verhältnis zur eigenen Nationalität unkompliziert, eher vertrauensvoll, wie Hans Magnus Enzensberger es beschreibt.

Aber in einer Zeit, in der hierzulande das Verschwinden einer überkommenen Ordnungsstruktur als „vaterlos“ beklagt wurde, erschien in deutscher Übersetzung bereits die schwedische Publikation von Viola Klein und Alva Myrdal „Von den beiden Rollen der Frau - Heim und Arbeit“. Es war das Verdienst von Olof Palme, Alva Myrdal - sie erhielt später den Nobelpreis - und ihrer Zeitgenossen, daß bereits in den sechziger Jahren das Bildungs- und Berufssystem Schwedens sukzessiv auf die gleichberechtigte Integration von Frauen ausgerichtet wurde. Dagegen waren noch bis 1969 Arbeitgeber hierzulande gezwungen, für die Beschäftigung von verheirateten Frauen die schriftliche Zustimmung des Ehegatten einzuholen. Der Zölibatzwang für Lehrerinnen - sie mußten unverheiratet bleiben - wurde zuletzt in Bayern Mitte der siebziger Jahre endgültig aus dem Gesetz gestrichen.

Heute ist ein signifikanter Unterschied in der eigenständigen Lebensgestaltung der Frauen beider Länder entstanden. Auf der Weltfrauenkonferenz in Peking wurde Schwedens Gleichstellungsfortschritt prämiert. Trotz wirtschaftlicher Probleme hält dieser Fortschritt an. 1995 wurde Gleichstellungs-

erziehung in den Schulen verpflichtend gemacht, denn traditionelles Denken gilt weiterhin als ein wesentliches Hindernis. Hierzulande halten wir allein nach einer kontinuierlichen Diskussion auf parlamentarischer Ebene vergeblich Ausschau. Gleichstellung beschränkt sich auch in Universitäten noch immer auf statistische Erhebungen und Absichtserklärungen.

In meine Lehrtätigkeit fließen heute Reflexionen aus der Rezeption der nordischen Forschungen ein. Im Mittelpunkt steht der Anspruch auf Autonomie und deren spezifische Definition für Frauen. Gedanken, die auch mein außeruniversitäres Engagement lenkten auf eine Mitgliedschaft in einem „Förderverein zur Gründung einer Virginia Woolf Frauenuniversität e.V.“ und einem generationsübergreifenden Wohnprojekt für Frauen im Rahmen der Agenda 21, mögliches Vorzeigeprojekt zur Expo 2000, derzeit Lieblingsprojekt des Senats in meiner alten Wahlheimatstadt Bremen. Hier traf ich sie wieder, die Engagierten aus der vierziger Generation, leicht ergraut und an Lebens- und Berufserfahrung gereift.

Es waren bereits vor und neben meiner Arbeit als wissenschaftliche Mitarbeiterin vielfältige Erfahrungen, die die Einsicht formten, daß neben Arbeit und Glück auch die Forderung stehen muß. Denn den Karriereleitern für Frauen fehlen zumeist die oberen Sprossen. Die frühe Erkenntnis, daß Recht auch eine Frage des Maßstabs ist, der bei Frauen oft mit einer anderen Logik angelegt wird, war mir an dieser Universität auch in eigener Sache von Nutzen. (Ich mußte einen bereits festen Arbeitsvertrag verteidigen.) Wohlwollende Unterstützung erhielt ich von zahlreichen ProfessorInnen, unter ihnen auch Barbara Fülgraff. Sie war Gutachterin meiner Doktorarbeit über die schwedische Gleichstellung. Ich hatte nie eine Qualifikationsstelle, viele Jahre alte Eltern „im Schlepptau“ und war bei meiner Promotion bereits fünfzig Jahre alt. In diesem relativ späten Alter folgte, was eigentlich in die „jungen Jahre“ gehört: Anfragen auf Vorträge, Veröffentlichungen, Rundfunkinterviews. Mit Uta Enders-Dragässer gründete ich im Internet ein internationales Netzwerk für „Frauen und Schule“. Ganz offensichtlich hatte ich mit meinem Thema zur Gleichstellung in Schweden mit einem Bezug zum Bildungssystem eine „Lücke erwischt“. Der späte „Karriereschub“ kam überraschend, freie Zeiten, Urlaub und Wochenenden wurden dafür geopfert.

Nein, es war nicht *immer* nur Glück! Biographische Stationen und berufliche Möglichkeiten forderten Frauen meiner Generation heraus, stärkten sie im günstigen Fall und lenkten so ihre Lebenswege. Heute geben diese ihr Wissen und ihre Einstellungen in Seminaren und neuerdings auch Frauenstudi-

engängen weiter. Selbstbewußte männliche Kollegen unterstützen sie darin. Nein, meine Entwicklung war nicht ständig von glücklichen Zufällen begleitet, aber Glück war *auch* dabei. Denn bislang hatten wissenschaftliche MitarbeiterInnen alle Entwicklungsfreiheit an dieser Universität, ursprünglich eine Reformuniversität, in der demokratische Verkehrsformen unter den KollegInnen noch z.T. erhalten blieben. In Barbara Fülgraff hatte ich eine Kollegin, die tolerant meine Gedanken akzeptierte. In ihrem Gutachten zu meiner Doktorarbeit nannte sie diese 'mutig'. Ein Mut, der eher latent im 'Normenkorsett' der zehn Jahre älteren Frauengeneration verblieb, verbleiben mußte. Aber die in ihrer Generation wenigen Frauen in Lehrstühlen an Universitäten konnten erstmals die Jüngere und vielleicht auch Kritischere auf dem Hintergrund veränderter Zeitzeichen unterstützen. Barbara Fülgraff war eine dieser Professorinnen, und für dieses Glück sage ich Dank!

Literatur

Alexander Mitscherlich: Auf dem Wege zur vaterlosen Gesellschaft. München 1973

Margarete Mitscherlich: Die Zukunft ist weiblich. Zürich 1987

dies.: Die friedfertige Frau. Frankfurt am Main 1987

Ute und Jürgen Habermas: Parteinehmendes analytisches Denken. Brief an ihre Freundin. In: Karola Brede, Heidi Fehlhaber, Hans-Martin Lohmann, Detlef Michaelis, Mechthild Zeul (Hrsg.): Befreiung zum Widerstand. Aufsätze zu Feminismus, Psychoanalyse und Politik. Frankfurt am Main 1987, S. 104 ff.

Hans-Martin Lohmann: „Versöhnen statt spalten“ - eine populäre Parole der achtziger Jahre und was dahintersteckt. In: wie vor, S. 131 ff.

Felicitas Wehnert

Viel erreicht und wenig passiert: Frauen in den Medien und Medienfrauen - ein persönlicher Blick

Barbara Fülgraff und ich, wir haben uns bei der gemeinsamen Vorbereitung auf den Ruhestand kennengelernt: durch ein Projekt der Wissenschaftsredaktion des Baden-Badener Südwestfunks. „Das 3. Leben“, so der Name des Projektes, ist eine Langzeitbeobachtung. 30 Männer und Frauen werden dabei seit 1993, dem Stichjahr, in dem sie aus dem Berufsleben ausschieden, filmisch und wissenschaftlich zehn Jahre lang begleitet. Ich hatte das Glück, beim Start dieses Projektes dabei zu sein und es die ersten vier Jahre journalistisch zu betreuen. Barbara Fülgraff ist ebenso wie Adelheid Kuhlmeier im wissenschaftlichen Beirat. Wir alle schauen aus unterschiedlichen Blickwinkeln, wie die Gruppe dieser „Pioniergeneration“, wie sie Barbara Fülgraff einmal nannte, den Abschied von der Berufswelt und das Älterwerden meistert. Durch dieses Projekt wurde bei mir auch der Blick für das Thema Alter und Älterwerden geschärft. Zugleich richtete ich aber auch verstärkt das Augenmerk darauf, welche Bilder des Alters, welche Frauenbilder und speziell welche Bilder von älteren Frauen wir als Medium Fernsehen vermitteln. In dem Bereich, in dem ich arbeite, dem Fernsehjournalismus, spielen Bilder eine große Rolle. Gesellschaftliche Leitbilder werden abgebildet und zugleich auch von dem Medium selbst produziert.

Doch zunächst zurück zum Ausgangsthema des Symposiums: „Es war nicht immer nur Glück.“ Doch, am Anfang war viel Glück dabei. Glück, das war für mich, Jahrgang 1953, in eine Generation hineingeboren zu sein, in der es für Frauen schon selbstverständlicher war, einen Beruf zu haben. Glück, das war für mich, meine Ausbildung in einer Zeit zu machen, in der die Politiker die „Bildungsreserven“ in den nichtakademischen Schichten entdeckt hatten und entsprechend förderten. Glück, das war für mich auch, in Tübingen, einer kleinen Universitätsstadt, groß zu werden, in der alle Bildungseinrichtungen vor der Haustür lagen. Und Glück war für mich vor allem, daß meine

Kindheit von starken, klugen Frauen bevölkert war, die selbständig waren, die mir Geschichten erzählten und die mich neugierig machten.

Diese Neugierde auf Menschen, Biografien und Zeitumstände brachte mich dazu, Politik, Germanistik und empirische Kulturwissenschaften zu studieren und Journalistin zu werden. Während der Ausbildung und später im Beruf gab es sicherlich viele glückliche Umstände, aber hinter dem Glück, das machen zu können, was ich immer wollte - Filmen und Schreiben und auch noch davon leben können - steckte viel harte Arbeit und neben der Zuversicht auch Zähigkeit und Zielstrebigkeit.

Anfang der 70er Jahre war der Journalismus und vor allem der Fernsehbereich eine Männerdomäne. Damals wie heute hat das Thema Frauen in den Medien vor allem zwei Aspekte. Zum einen geht es um den Platz, den Frauen in den Medien haben, den Arbeitsplatz. Und zum anderen geht es um das Bild der Frauen, das im Programm vermittelt wird, der Raum, der ihnen gegeben wird. Ein Jahr bevor ich Abitur machte und mir schon ziemlich sicher war, daß ich in Richtung Journalismus gehen wollte, gab es eine Revolution auf dem Bildschirm: Die damals 30jährige Journalistin Wibke Bruhns verlas am 12. Mai 1971 als erste Frau in einer Fernsehsendung die Nachrichten - in der Nachrichtensendung „Heute“ vom ZDF. Dies entfachte damals eine heftige Diskussion. Denn Frauen hatten in jenen Jahren vor allem die Rolle des Pausenfüllers - als Ansagerinnen auf dem Bildschirm. Der damalige Chefsprecher der Tagesschau - Karl-Heinz Köpcke - sprach aus, was viele dachten: Frauen als Nachrichtensprecherinnen seien völlig ungeeignet, da das Präsentieren von Nachrichten sachlich unterkühlte Distanz verlange. „Bei einem Kriegsfoto muß eine Frau in Tränen ausbrechen“, sagte er damals, denn - so wörtlich - : „Sie hat ja schließlich Gefühle, sonst wäre sie keine Frau.“ Sein ZDF-Kollege - Chefsprecher Wolfgang Behrendt - empfahl den Kolleginnen, „mit Bein und Busen sparsam umzugehen“. Beim Verlesen der Nachrichten sei so etwas wie „neutraler Sex“ gefordert, was immer dies auch heißen mag.

Um diese Zeit wurden die ersten Untersuchungen über geschlechtsspezifische Sprechweisen veröffentlicht. Frauen haben andere Sprachmuster und ein anderes Kommunikationsverhalten als Männer, lautete das Ergebnis. Sie sprechen vager, unbestimmter. Sie verkleiden ihre Aussagen eher in Fragen, sie verwenden mehr gefühlbetonte Worte. Frauen lassen sich in Diskussionen mehr unterbrechen, und sie ergreifen erst das Wort, wenn sie auch gefragt werden und ihrer Meinung sicher sind. Männer hingegen stellen oft eine

Aussage erst einmal provozierend in den Raum und gehen davon aus, wenn sie nicht stimme, werde sich der andere schon wehren.

Inzwischen haben Frauen gelernt, laut und deutlich ihre Meinung zu sagen, sich nicht mehr die hohen Pieps-Stimmen der UFA-Stars als Vorbild zu nehmen und vor allem auch ungefragt und von sich aus das Wort zu ergreifen und es sich falls nötig auch nicht gleich wieder nehmen zu lassen. Inzwischen gibt es bei der Tagesschau eine Chefsprecherin: Dagmar Berghoff. Inzwischen gibt es viele Moderatorinnen und Talkmeisterinnen. Inzwischen hat sich auch der Anteil der Frauen in den Redaktionen erhöht.

Doch was hat sich seit der Studie des Kommunikationswissenschaftlers Erich Küchenhoff geändert, die ich zu Beginn meines Studiums las? 1974 untersuchte er die Darstellung der Frau und die Behandlung von Frauenfragen im Fernsehen. Sein Fazit war eher lakonisch: Männer handeln, Frauen kommen vor. Und heute? Die Frauen in den Medien sind offenkundig und sichtbar zahlreicher geworden, sowohl vor als auch hinter dem Bildschirm. Doch haben sie inzwischen auch das Sagen? Ist ihr Einfluß und ihr Entscheidungsbereich gewachsen? Oder muß man auch heute ein ähnlich lakonisches Fazit ziehen, wie damals Küchenhoff?

Man muß.

Frauen in den Medien haben mittlerweile viel erreicht, doch eigentlich ist wenig passiert. Grundlegendes hat sich nicht geändert. Sehen wir uns zunächst an, welchen Platz Frauen in den Medien haben. Der Frauenanteil in den Medien insgesamt ist gestiegen. Aber nach wie vor werden Journalistinnen schlechter bezahlt als ihre männlichen Kollegen. Sie haben geringere Aufstiegschancen, und sie werden vornehmlich auf typisch weibliche Arbeitsbereiche festgelegt. Sieht man sich die Statistiken an, wird das ganz deutlich. Der Anteil der Frauen im Journalismus stieg von rund 20% Mitte der 70er Jahre auf mittlerweile 31%. Alle Untersuchungen zeigen, daß Frauen im Journalismus ihre Berufslaufbahn mit einem deutlichen Qualitätsvorsprung antreten. Ihre Schulbildung ist eindeutig besser. 71% der Frauen haben einen akademischen Abschluß, aber nur 62% der Männer. Frauen haben im Schnitt auch mehr Zusatzqualifikationen erworben als Männer und mehr Praktika absolviert. Nachweislich wird für Frauen die Meßlatte beim Berufseintritt deutlich höher gelegt. Ein Vorfall, der sich vor einigen Jahren bei einem Rundfunksender ereignet haben soll, ist dafür nur ein Beispiel. Auf der Suche nach Volontären qualifizierten sich unter mehreren 100 Bewerbern zehn Frauen als besonders geeignet. Für die Optik wird ein Mann hin-

zugenommen, um nicht nur Frauen in dem Jahrgang zu haben. Nach Abschluß der Ausbildung wird im Haus eine Stelle frei. Wer sie wohl bekommt? Genau! Von den Volontärinnen wird keine einzige übernommen. Die Stelle geht an den Alibi-Mann. Zufall? Glück? Oder typisch? Zumindest auffällig.

In der Regel öffnet sich zwischen dem 5. und dem 7. Berufsjahr die Schere zwischen Frauen und Männern. Die Redakteurskollegen steigen auf, die Frauen treten auf der Stelle. Häufig fällt in diese Zeit auch die Entscheidung für ein Kind. Die Familienphase der Frau ist immer noch die größte Chance für den Mann, an ihr vorbeizuziehen. Aber auch ohne Kind hat die durchschnittliche Journalistin nach dieser Zeit den beruflichen Aufstieg mit großer Wahrscheinlichkeit aufgrund ihres Geschlechts verpaßt. Dazu kommt: Obwohl Frauen mit grundsätzlich besserer Qualifikation in den Beruf einsteigen, verdienen sie von Anfang an weniger. Das liegt nicht zuletzt an der Scheu von Frauen, über Geld und ihren Marktwert zu sprechen und zu verhandeln. Beim SWF etwa waren noch 1997 80% der Frauen auf der unteren Hälfte der Gehaltsleiter; 80% der Männer hingegen fanden sich auf der oberen Hälfte. Was das Management anbelangt, so hatte der einstige SWF in seinem letzten Jahr 1998 noch 76 Abteilungsleiter. Dem stehen lediglich 7 Abteilungsleiterinnen gegenüber. „Darüber ist die Luft absolut frauenfrei“, wie es einmal die Frauenbeauftragte des SWF, Angelika Lipp-Krüll, formulierte. Und auch ARD-weit bleiben die Zahlen seit Jahren unverändert: Keine Intendantin, keine Fernseh-Programmdirektorin. Von den 15 Chefredakteuren der ARD sind lediglich drei weiblich. Und Männer sagen immer noch unverhältnismäßig oft öffentlich ihre Meinung: 1995 stammten von 264 Kommentaren in den Tagesthemen der Löwenanteil von Männern - 246mal ergriffen sie das Wort.

Sehe ich mich bei meinen Redakteurskolleginnen um, die mit mir zusammen begannen, so sind wir alle irgendwo im Mittelbau stecken geblieben. Trotz besserer Ausbildung und Startbedingungen sind die Männer vorbeigezogen. Was hindert die Frauen? Vorurteile? Seilschaften? Oder wollen sie gar nicht Karriere machen, weil sie sich lieber für Kinder entscheiden oder fürs Machen statt fürs Herrschen? Man weiß es nicht so genau: Aber wenn ich meine Kolleginnen betrachte, teilen viele meine Lebenssituation. Genau wie ich auch sind die meisten erst relativ spät eine feste Partnerschaft eingegangen; viele von uns führen eine Spagat-Ehe mit auseinanderliegenden Arbeitsorten und verschiedenen Wohnungen, und die meisten sind kinderlos ge-

blieben. Zwei Drittel aller Journalistinnen leben ohne Kinder. Bei den männlichen Kollegen verzichten lediglich ein Fünftel auf Nachwuchs.

Aber es ist wohl vor allem ein anderer Sachverhalt, der den Aufstieg hemmt: Der überwiegende Teil der Journalistinnen arbeitet frei, in ungesicherten Arbeitsverhältnissen, und wer als Frau eine der wenigen Redaktionsstellen ergattert hat, arbeitet meist in den sogenannten weichen Ressorts: Soziales, Frauen, Familie, Kultur. Nur ein Bruchteil der Frauen wagt sich in die Politik oder in die Wirtschaft. Frauen scheinen eher in die Ressorts auszuweichen, die nicht so von den harten männlichen Riten geprägt sind, wie etwa dem gemeinsamen Squash-Spiel nach Feierabend und dem anschließenden Sauna- und Kneipengang. Frauen fehlt aufgrund ihrer vielfältigen sozialen Verpflichtungen häufig auch die Zeit dazu; denn sie sind es vor allem, die sich zusätzlich zum Beruf noch um die Kinder, die kranken Familienmitglieder und die hilfsbedürftigen alten Eltern kümmern.

Die geschlechtsspezifische Aufteilung der Themen hat Auswirkungen auf die Aufstiegsmöglichkeiten. Chefredakteur wird nicht, wer aus dem Bereich Soziales oder der Ratgeberecke kommt, Chefredakteur wird eher derjenige, der auch eine politische Lobby hat. Wenn ich mich und meine Kolleginnen betrachte, so haben die meisten von uns sich einen Platz im Bereich Bildung, Soziales, Kunst und Kultur gesucht, und mit diesen Nischenplätzen haben wir uns auch unsere eigenen Karrierefallen gebaut. Trotzdem habe ich und hat auch meine ganze Generation noch „Glück“ gehabt. Die Zeiten des Stellenzuwachses bis Anfang der 90er Jahre erleichterte den Frauen das Vordringen. Heute werden in den Sendern Stellen abgebaut. Es gibt nichts mehr zu verteilen. Der Frauenanteil stagniert, zum Teil geht er bereits wieder zurück. Soweit zum Platz der Frauen in den Redaktionen. Der Trend, die Fakten, ähneln denen in anderen Bereichen, etwa auch denen im Hochschulbereich. Wie aber sieht es mit den Frauenbildern aus, die über den Bildschirm vermittelt werden? Eine Instanz, die diese Leitbilder vermittelt, sind die Moderatorinnen. Hier hat sich seit den Anfängen, seit 1971 mit Wibke Bruhns, viel getan. Mittlerweile gibt es keine einzige Nachrichtensendung mehr, die nicht auch von einer Frau präsentiert wird. Doch welche Rolle, welche Frauenbilder vermitteln sie? Sieht man sich die News-Frauen auf dem Bildschirm an, so sind sie fast alle schlank, gepflegt, gut, aber nicht übertrieben auffällig gekleidet, und sie sind alle blond und allerhöchstens Mitte Dreißig. Das Tagesthemen-Gespann ist typisch: Der reife graumelierte Mann, wie früher etwa Hajo Friedrichs oder heute Ulrich Wickert, und die um mindestens 20

Jahre jüngere attraktive Frau, wie Sabine Christiansen oder Gaby Held. Der umgekehrte Fall, die 50jährige Frau und der 30jährige Mann ist nicht zu sehen. Ein Bonmot, das zwar schon ein paar Jahre alt ist, möchte ich Ihnen in diesem Zusammenhang nicht vorenthalten. Als ZDF-Moderator Roger Willemsen von Maria von Welser, damals noch Leiterin des ZDF-Frauenmagazins „Mona Lisa“ wissen wollte, warum nur all die Frauen, die im Fernsehen wirkten, so attraktiv seien, antwortete diese schlagfertig: „Frauen müssen schön sein, weil Männer besser sehen als denken.“

Auch in den Berichten und Beiträgen stellen viele Untersuchungen eine subtile Diskriminierung der Frauen fest. Frauen etwa werden durch die Kameraperspektive öfter körperbetont gezeigt, oder bei den Frauenbildern besteht die Tendenz zur Jugendlichkeit. Frauen werden eher zu privaten Bereichen gefragt. Bei den „wichtigen“ Interviews dominieren nach wie vor die Männer. Frauen als Handlungsträgerinnen, Frauen jenseits der 50 tauchen auf dem Bildschirm weniger auf. Das ist besonders fatal, denn der Stellenwert von Frauen im öffentlichen Bewußtsein hängt nicht unwesentlich von ihrer Nennung in den Medien ab.

Aber bei allen Daten, Fakten, Trends, die immer noch für Frauen nicht ermutigend sind, gibt es doch Lichtblicke. Einer davon ist beispielsweise das eingangs erwähnte Projekt „Das 3. Leben“, das ich eine Zeitlang begleiten durfte. Durch dieses Projekt konnte ich in Fernsehdokumentationen auch Frauenbilder auf den Fernsehschirm bringen, die vielen Klischees widersprachen. Durch das Projekt konnte ich Filme über Frauen machen, die zeigten, daß Frauen kompetent sind, ganz bunte Lebenswege haben und unendlich spannende Dinge mitteilen können. Eine besondere Freude aber waren für mich die Fernsehdiskussionen zu diesem Projekt, in denen Barbara Fülgraff, attraktiv, kompetent und klug, zugleich witzig und schlagfertig, ein Frauenbild vermittelte, das Mut macht. Dafür danke ich ihr sehr und ich wünsche mir, daß sie noch oft die Gelegenheit nutzt, öffentlich und medienwirksam das Wort zu ergreifen und dem Bild von Frauen in der Öffentlichkeit eine wichtige Facette hinzuzufügen.

Und zum Leitmotiv der Tagung, dem Glück. Glück, das war für mich und andere Frauen meiner Generation, in eine Zeit hineingeboren zu sein, die Wahlmöglichkeiten erlaubte, die Chance barg, nicht nach einem vorgegebenen Raster leben zu müssen. Aber wenn Frauen Glück haben, müssen sie es auch zu jedem Zeitpunkt zäh verteidigen.

*Der Maßstab, den wir an die Dinge legen,
ist das Maß unseres eigenen Geistes.*

(Marie von Ebner-Eschenbach)

Adelheid Kuhlmei

Eine 'grenzenlose' Begegnung: Biographien durch Mauern getrennt

Frohgemut, als ob's nichts weiter wäre, habe ich mir den mir angetragenen Symposiumsbeitrag spontan zugetraut. Wir kennen uns persönlich seit fünf Jahren. Wir wissen wenig Persönliches. Rückblicken auf das private Leben einer West- und einer Ostdeutschen kann ich deshalb nur, weil unsere Biographien keine Naturzustände sind, sondern sich in ihrer Differenz zum öffentlichen Leben bestimmen.

Wir begegneten uns zum ersten Mal an einem eher „männlichen“ Ort: Frankfurter Flughafen, Sheraton Hotel, klimatisierte Räume, hastige Bewegungen, schnelle Schritte, eilige Telefonate, große Geschäfte. Ein Ort, mit Distanz, so gut oder schlecht wie jeder andere. Warum war ich an diesem Ort? Ich hatte Glück, wenn man darunter nicht ausschließlich „Schwein haben“, „unter einem guten Stern sein“ versteht, sondern es mit dem griechischen Philosophen Aristoteles definiert als „Tätigsein der Seele im Sinne der ihr wesenhaften Tüchtigkeit“. Glück ist so gesehen kein innerer Zustand, keine Befindlichkeit, sondern eine objektive Tatsache, die für jede Frau und jedermann einsehbar ist.

Ich hatte Glück, weil ein Kollege vorschlug, auch mich in den Kreis der ForscherInnen zu bitten, die die Langzeitbeobachtung „Das 3. Leben“ von 1993 bis zum Jahr 2003 begleiten sollten. Wissenschaftlich eine reizvolle Aufgabe. Persönlich eine Chance unserer Begegnung, ein Aufeinandertreffen bislang getrennter Biographien.

Diese Zehn-Jahres-Studie des Südwestfunks Baden-Baden ist für alle eine Herausforderung: für die 30 Probandinnen und Probanden, die zehn Jahre lang tiefe Einblicke in ihr Leben nach der Erwerbsarbeit gestatten, für die

Experten, die sie begleiten und darüber berichten, und für die, die die Sendungen sehen. Mit dieser Fernsehreihe soll Altern in seinen so unterschiedlichen Formen „öffentlich“ ins Bild gesetzt werden. Das Projekt geht dabei vom Interesse am alltäglichen, nicht am spektakulären Leben aus. Die persönlichen Schicksale der ProjektteilnehmerInnen sollen zugleich den gesellschaftlichen Alterswandel widerspiegeln. Im Verlauf der zehn Projektjahre entsteht so ein kulturelles Porträt des Alterns um die Jahrtausendwende. Ein Porträt, das nicht nur ein Spiegelbild äußerlich veränderter Altersrelationen ist, sondern auch qualitative Konsequenzen dieses demographischen Wandels aufzeigen soll.

Ein Vorhaben, das dem Zeitgeist voraus ist, dort, wo es die demographischen Veränderungen ernst nimmt und den Zeitgeist doch gleichzeitig ignoriert, dort, wo es nämlich gegen das Motto der Sensationsgesellschaft „Mid is shit“ verstößt. Da mußten Personen zusammentreffen, die noch nicht angegriffen waren vom kollektiven Erblinden für wenig Spektakuläres, für mittlere Register und leise Zwischentöne. Da erwartete ich mit meinem Andersgeworden-sein einen guten Platz unter eben auch anders Gewordenen. Denn obgleich es immer eine Minderheit Westdeutscher gab, die sich in den begrenzten Zeiten um private DDR-Begegnungen bemühte und auf Seiten der DDR die Einheit Deutschlands lange Jahrzehnte von den Großmüttern repräsentiert worden war, hatte die Zeit der Teilung es doch geschafft, die Mehrzahl der Deutschen voneinander fernzuhalten.

Sie, Barbara Fülgraff, wußten - so nehme ich an - nichts von mir. Ihr Name dagegen war mir ein Begriff. Ich hatte Ihre Texte gelesen, hatte Ihre Sonderdrucke erbeten, mir eine Vorstellung von Ihrer Person gemacht. Ihre Biographie trägt Spuren deutscher Geschichte, meine auch. Sie haben den Krieg erlebt, Kinder- und Jugendjahre in der Nachkriegszeit verbracht. Ihr bewußtes Leben fiel aber auch in eine Zeit, in der die Bundesrepublik gegründet wurde und verwestlichte, sich verwandelte wie nie ein Teil Deutschlands vorher. Sie schrieben einmal über Ihre Generation, daß sie Eltern hatte, die „systematisch“, d.h. durch die politischen Ereignisse von außen, verunsichert war. Eltern, die beachtliche Leistungen der Verleugnung und Verdrängung, aber auch der Anpassung und der aktiven Erneuerung und Mitwirkung im politischen Gemeinwesen vollbrachten. Diese unterschiedlichen Verhaltensweisen bestimmten das Klima ihrer Kinder- und Jugendzeit. Manchmal - so schrieben Sie in dem von mir zitierten Text weiter, „manchmal konnten wir als Erwachsene den Dialog darüber mit unseren Eltern noch aufgreifen; an

unsere Kinder können wir unsere Erfahrungen auf diesem Gebiet weitergeben. Dies ist um so wichtiger, als sich einiges von diesen Mechanismen zur Zeit in den Beziehungen von Ost und West zu wiederholen scheint“ (Fülgraff 1997). Sie bescheinigen Ihrer Generation die Chance zur dialogischen Vermittlung.

Als die DDR ausgerufen wurde, dachte an mich noch niemand. Als die Mauer errichtet wurde, war ich fünf Jahre alt. Und doch: In die DDR-Zeit fällt ein Teil meines bewußten Lebens, vieles, die Liebe, die Ehe, die jungen Jahre, die Freunde, das Studium, der Beruf, die Zeit der Illusionen, der erfüllten Hoffnungen, der überstandenen Enttäuschungen.

Unsere Leben verliefen in zwei Welten, deren Einfluß sich niemand wirklich zu entziehen vermochte: „Die Westdeutschen entwickelten die Selbstsicherheit, die ein Staat ohne Zwang entstehen läßt. Die Ostdeutschen entwickelten die Fähigkeit, sich einem Zwangsstaat zu entziehen. Die Westdeutschen lernten sich durchzusetzen, die Ostdeutschen lernten sich anzupassen; die Westdeutschen waren in Gefahr, zu Ellenbogen-Menschen zu werden, die Ostdeutschen mußten aufpassen, daß sie sich nicht zu sehr verbogen. Die einen konnten überzeugend reden, die anderen vielsagend schweigen. Die Westdeutschen mußten für sich selbst sorgen, die Ostdeutschen gewöhnten sich daran, daß für sie gesorgt wurde. Die Westdeutschen hatten Ansprüche, die Ostdeutschen Wünsche“ (Bender 1996, 249 ff). Der Westen war fast immer voraus. So schien es uns. Er war nicht immer dahin weitergekommen, wohin nachzukommen wirklich zukunftsversprechend wäre. Der Osten aber war fast immer hinterher. Das prägte. Aber doch nicht so, wie es die gängigen Vorurteile *der* Westdeutschen und *der* Ostdeutschen unterstellen.

Ja, selbstverständlich, Sie haben die Warenwelt des Westens und ich die Mangelwirtschaft des Ostens erlebt - aber das war doch nicht unser Leben. Zeitgeschichte kann nicht das sein, von dem wir Zeitgenossen waren, das wir aber nicht angenommen haben. Geschichte ist das Jahr 1945, ist die Wende 1989, ist die Erfahrung des Scheiterns. Aber worin eine scheiterte, welche Lebenszeit ihr brach, das entzieht sich der Gattungsanalyse, das ist gänzlich individuell. Nur so ist es erklärlich, daß wir unsere Gedanken nachfühlen können, Ihnen meine Fragen nicht fremd sind, ich Ihre Antworten verstehe.

Barbara Fülgraff gehört für mich zu jenen Sozialwissenschaftlerinnen, die sich in ihre Entdeckungen verlieben und sie mit Hingabe niederschreiben. Sie kämpft nicht gegen einen Gegner mit anderer Meinung, sie berichtet in aller Ruhe von Lektüre und Debatte - eine Schreib- und Redehaltung, die sich

spontaner Sympathien sicher sein darf, tönt doch die allvorfindliche akademische Rechthaberei meist wenig erfreulich. Ich bin sicher, es ging ihr und mir im professionellen Leben oft vergleichbar. Berufliche Karriere hieß für Frauen in West und Ost, alte Regeln über Bord zu werfen, Zierden wie Bescheidenheit und Selbstlosigkeit zu ignorieren, nicht jeden Fehlschlag als selbstverschuldet anzusehen und nicht hinter jedem Erfolg Glück oder Zufall zu vermuten.

Noch investieren gerade Frauen den größten Teil ihrer Arbeitskraft in Leistung, die einer amerikanischen Studie zufolge gerade einmal 10% zum beruflichen Fortkommen beiträgt. Noch immer haben es Hochschulabsolventinnen schwerer als ihre Kommilitonen, qualifizierte Einstiegsjobs zu finden. Dies war auch im Osten so. Noch immer landen Frauen auf schlechter bezahlten Stellen mit geringeren Aufstiegschancen; sie verdienen hierzulande im Durchschnitt 74% des Männerlohns; belegen 90% aller Teilzeitstellen unseres Landes und leisten in Deutschland pro Jahr 77 Milliarden Stunden unbezahlte Arbeit mit einem volkswirtschaftlichen Wert von 2,8 Billionen DM (Aussagen des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung 1997). Die Deutschen schätzen die Geschlechtsspezifik beruflicher Arbeit realistisch ein: so sind 94% von ihnen für Chancengleichheit im Job, aber daran glauben, daß es sie gibt, können nur 18%.

Teile unserer Biographien passen in manche soziologische Studie: z.B. wenn eine Untersuchung des Bundesfamilienministeriums ermittelte, daß Frauen im Durchschnitt etwa vier Stunden täglich mit Hausarbeit, Männer nur eine Stunde 45 Minuten damit beschäftigt sind oder eine Analyse der Zeitschrift Capital feststellte, daß zwar nur 16% der männlichen, aber 62% der weiblichen Führungskräfte ohne Kinder leben. Karrieren im Beruf beginnen im Kopf. So konnten wir wohl auch unsere beruflichen Wege nur gehen, weil wir uns - mehr oder weniger bewußt - von der Idee verabschiedeten, alles auf einmal sein zu müssen: aufopfernde Mutter, erfolgreiche Wissenschaftlerin, gute Hochschullehrerin, perfekte Gastgeberin, 5-Sterne-Köchin und muskelgestählte Freizeitsportlerin. Leicht fielen und fallen mir solche Eingeständnisse bis heute nicht. Manchmal helfen Selbstzeugnisse von Frauen, die Karrieren im Beruf machten, wie z.B. das von Katharina Trebitsch, einer 47jährigen Filmproduzentin: „Ein Grund“ - sagt sie - „weshalb erst relativ wenige Frauen Karriere machen, ist, daß sie so großen Wert darauf legen, Spaß im Job zu haben. Man muß aber bereit sein, gut und ausdauernd zu arbeiten, vor allem, wenn es mal keinen Spaß macht. Disziplin ist ganz wichtig.

Außerdem tun wir uns noch ziemlich schwer mit den eigenen Fehlern. Karriere heißt, Macht auszuüben, und das heißt wiederum, daß man auch mal Sachen falsch macht oder ungerecht ist. Frauen müssen lernen, das Fehlermachen zu ertragen“. Auch dies gehört wohl zu den Erfahrungen unserer getrennten Biographien: Mit einer genialen Idee, einem Geistesblitz allein ist es nicht getan. Kreative Leistungen sind das Resultat harter Arbeit. Viel Schweiß und Tränen müssen vergossen werden, bis sich das Glück einstellt: „Invention is not inspiration but transpiration“.

Zu einer bestimmten Art schöpferischer Menschen scheint es zu gehören, daß sie überzeugt sind vom Unzureichenden ihres Tuns. Barbara Fülgraff findet es an der Zeit, Neues zu tun und zu denken; Bisheriges auf Brüche oder Kontinuitäten abzufragen; zu den Anfängen zurückzukehren und sich neue Perspektiven zu eröffnen. „Unsere Generation hat in der Entpflichtung, die auch Befreiung von falschen Rücksichten sein kann, die Freiheit Tabus zu durchbrechen“ - schreibt sie reflektierend auch über ihren Schritt in eine neue Lebensphase. Und weiter: „Unter den drei Typen heiliger Männer in der russischen Tradition gibt es neben dem Starosten und dem Eremiten den heiligen Narren. Er war es, der sich vor die Kutsche der Reichen und Mächtigen warf, sie anzuhalten zwang und ihnen das Elend der Menschen in die Fenster schrie. Heilige Narren könnten wir sein; wer, wenn nicht wir?“ (Fülgraff 1997)

Ich möchte Ihnen von Herzen wünschen, daß Sie diesen Geschmack am Leben nicht verlieren, gerade wenn sich Horizonte manchmal verdüstern. Zeigen Sie uns weiter auch Ihre Schwäche und lassen Sie uns teilhaben an Ihrer Stärke. Seien Sie bedankt, an diesem Ort, Ihrem Zuhause, dem ich erstmals begegne, grenzenlos, im Vorübergehen.

Literatur

- BENDER, P. (1996): Episode oder Epoche? Zur Geschichte des geteilten Deutschland, dtv München
- FÜLGRAFF, B. (1997): Die „Pioniergeneration“ - zur lebensgeschichtlichen Situation der Projektteilnehmer, Manuskript, anlässlich der Präsentation des Projektes „Das 3. Leben“ am 9. 12. 1997 im Uniclub Bonn

Gisela Anna Erler

Die eigene Lebensentscheidung im Kontext sehen: Beruflicher Erfolg von Frauen und ungewöhnliche Familienformen

Das Thema, das ich hier gewählt habe, böte ohne weiteres genug Material für ein Buch - verzeihen Sie also, wenn ich vieles nur anreißen kann.

Was ich behandeln möchte, ist die Tatsache, daß die allgemeine Forschung zur Veränderung von Familie oder zur Erwerbsarbeit von Frauen zwar breit ist, aber wenig beiträgt zur Erhellung der Biographien von beruflich stark engagierten und erfolgreichen Müttern. Das liegt vor allem daran, daß diese Gruppe insbesondere in Westdeutschland nach wie vor zahlenmäßig so gering ist, daß sie z.B. bei repräsentativen Befragungen, beim Mikrozensus etc., eigentlich nicht abgebildet wird. Es liegt aber auch daran, daß in den Familienformen dieser Frauen auch tabuisierte Entwicklungen enthalten sind, über die ungern gesprochen wird. Ungern, weil die Sorge besteht, diese Entwicklungen könnten die Vorurteile gegenüber beruflich engagierten Müttern („egoistische Rabenmütter“) noch vergrößern. Was ich ihnen vortrage, beruht z.T. auf verstreuter Literatur und z.T. auf den Erfahrungen, die ich in meinem Beruf mache. Im „Familienservice“, dem Unternehmen, das ich leite, ist es unsere Aufgabe, erwerbstätige Familien bei der Suche nach Kinderbetreuung zu unterstützen - wofür wir von den Arbeitgebern bezahlt werden. Bei uns sammeln sich die relativ wenigen Familien in Westdeutschland, wo beruflich hoch qualifizierte Mütter bereits im ersten oder zweiten Lebensjahr des Kindes in den Beruf zurückkehren, wo Mütter Vollzeit arbeiten, viel reisen oder ungewöhnliche Arbeitszeiten haben, wie in einem gesellschaftlichen Brennglas. Neben diesem Erfahrungsbereich steht noch die Begegnung mit meinen eigenen Freundinnen und Bekannten sowie mein eigenes Leben, das ebenfalls schwierige Entscheidungen mit sich brachte. Folgende Typologien für einige wenig diskutierte familiäre Entwicklungen bei berufstätigen Müttern möchte ich Ihnen also vorstellen:

Das neue Phasenmodell: Späte Mutterschaft

Früher galt als einzig akzeptabler Karrierepfad für Frauen, daß sie entweder auf Kinder verzichteten oder sich erst nach der Familienzeit mit kleinen Kindern stark im Beruf engagierten. Heute ist dagegen späte Mutterschaft oft die Methode der Wahl, das Problem Beruf und Kind zu lösen.

Aus Italien hören wir seit Jahren von den nonne-mamme, den Frauen im Großmutteralter, die mit über 55 oder gar über 60 Jahren mit Hilfe von Hormontherapien noch Kinder bekommen. Diese Gruppe meine ich nicht, obwohl sie natürlich sehr wichtig ist für das gesellschaftliche Bewußtsein über die potentiellen Lebenszyklen von Frauen. Es mag unheimlich, gar unappetitlich und erschreckend wirken - aber ich gehe davon aus, daß die Zahl von Frauen, die sehr spät und auch nach den Wechseljahren noch Kinder bekommen, noch deutlich anwächst. Dies aber vor allem bei Frauen, wo z.B. das eigene Kind verstorben ist oder, wie in Italien öfter der Fall, weil z.B. eine Tochter keine Kinder bekommen kann, gewissermaßen als Leihmutter-schaft innerhalb der Familie.

Doch ganz allgemein ist die späte Mutterschaft immer öfter der Zugang für qualifizierte Frauen zum Familienleben. Als ich 1975 mit 28 Jahren mein erstes Kind bekam, galt ich bereits als Spätgebärende. Das ist aber heute für eine Akademikerin geradezu ein frühes Reproduktionsalter. Erste Kinder mit deutlich über 30 Jahren sind bei Akademikerinnen in Deutschland heute fast die Norm. Wir sehen aber auch viele Mütter, die bereits um die vierzig sind oder sie gar deutlich überschritten haben, wenn sie sich zum Kind entscheiden. Diese Frauen haben oft einen beruflichen Status erreicht, der durch ein Kind nicht mehr so leicht zu gefährden ist, sie haben auch eine gewisse ökonomische Unabhängigkeit gewonnen. Nur wenige Frauen aus dieser Gruppe entscheiden sich dann für eine Familienphase als Hausfrau, obwohl auch das vorkommt. Eher gehen sie ihren Weg zügig weiter und nutzen verschiedene Hilfssysteme zu ihrer Unterstützung. Oft zeichnet sich diese Gruppe gerade durch eine Entschlossenheit hinsichtlich ihrer Lebensplanung aus, die jüngeren Müttern so häufig fehlt.

Meine These also ist, daß mit steigender Qualifikation von Frauen und den immer größeren beruflichen und medizinischen Möglichkeiten sich der Anteil später Mutterschaft vergrößert, daß die Individualisierung immer mehr auch die weiblichen Lebenszyklen erfaßt, daß die biologischen Potentiale gewissermaßen erweitert und stärker genutzt werden. Ein Norm-Mutterschaftsalter wird es immer weniger geben - auch in dieser Hinsicht werden

sich die Optionen von Frauen denen der Männer stärker angleichen. Schon heute ist zu beobachten, daß viele Firmen eher jüngere Frauen unter 25 einstellen als solche über 30, weil gerade bei letzterer Gruppe das Mutterschaftsrisiko heute am größten scheint.

Die Dual-Career-Familie findet nicht statt

In der Literatur und im frauenpolitischen Umfeld ist sie eigentlich das Wunschmodell: Zwei relativ erfolgreiche Menschen schließen sich zusammen, bekommen Kinder, wechseln sich partnerschaftlich bei Kinderbetreuung und Hausarbeit ab und leben glücklich immerdar. Meine Einschätzung lautet: Dieses Modell ist nicht der Kern unserer Zukunft. Es wird zwar solche Paare geben, es gibt sie bereits. Sie haben dann, sofern sie in der freien Wirtschaft tätig sind, meist nicht etwa beide reduzierte Arbeitszeiten, sondern sind beide in zeitlich und inhaltlich sehr anspruchsvollen Berufen tätig. In diesem Fall stützen sie ihr System nicht nur durch Kindergärten oder Ganztagschulen, sondern benötigen noch eine ganze Batterie von Kinderfrauen, Au-pairs, Babysittern, ggf. auch Großeltern. Dieses Modell findet sich in Deutschland bisher vor allem bei Mitarbeitern amerikanischer Firmen, bei Unternehmensberatern etc. Diese Kinder werden teilweise zwölf Stunden und länger am Tag fremdbetreut, manchmal mit sehr guter Qualität, manchmal in eher problematischer Form. Man kann sich darüber streiten, ob diese Kinder genügend „quality time“ mit ihren Eltern haben. In jedem Fall aber ist dieses Modell von den Wertvorstellungen und den finanziellen Ressourcen der meisten Familien zu weit entfernt, es ist sehr stressig, verlangt viel Koordination und Abstimmung bei den Partnern, und es verlangt eben auch sehr hohe Einkommen. Deshalb können wir mit Sicherheit davon ausgehen, daß es - allen Visionen zum Trotz - eher eine Minderheitenkonstruktion bleiben wird. Jedenfalls so lange, wie über Ehegattensplitting, Mitversicherung und abgeleitete Renten der Druck auf Frauen, selbst durchgängig voll erwerbstätig zu sein, so gering ist wie in Deutschland.

Der ökonomisch schwächere männliche Partner übernimmt Kind und Haushalt

Immer wieder wurde in Untersuchungen herausgearbeitet, daß, statistisch betrachtet, Mütter nach wie vor die meiste Betreuungsarbeit leisten und daß Männer meist bei Hausarbeit und Kinderbetreuung noch wenig engagiert

sind. Diese Sichtweise trifft zwar zu, aber sie verdeckt doch zwei Dinge. Und zwar erstens, daß aufs ganze Leben gesehen die Belastung von Frauen und Müttern durch Hausarbeit und Kinder doch deutlich abgenommen hat - während die von Männern gestiegen ist -, wobei diese Trends sich aber in sehr langen Kurven darstellen und deshalb im ungeduldigen Einzelleben oft kaum wahrgenommen werden, zumindest nicht aus Sicht der Frauen, denn Männer artikulieren ohne Zweifel, daß sie sich an dieser Front mehr „belastet“ fühlen.

Zweitens aber geht bei dieser Sichtweise verloren, daß immer häufiger gerade beruflich erfolgreiche Mütter einen Partner suchen oder haben, sich erziehen oder finden, der bereit ist, ihre berufliche Laufbahn aktiv durch Karriereverzicht zu unterstützen bzw. der überhaupt nicht die Orientierung für eine Karriere mitbringt. Immer öfter, so schrieb Barbara Schaeffer-Hegel etwas boshaft, haben beruflich erfolgreiche Frauen einen Partner, der „ein bißchen jünger, ein bißchen dümmer, ein bißchen ärmer“ ist. Das klingt hämisch, aber es ist eine bedeutende soziologische Tatsache. Sogenannte Bildungs-Mischehen mit bildungsmäßig eher unterlegenen Männern sind in mancher Hinsicht geradezu ein Zeichen für den Emanzipationsgrad von Frauen. Sie waren in der DDR relativ verbreitet und akzeptiert, sie finden sich auch oft in Skandinavien, ohne Anstoß zu erregen. Sie werden dann möglich, wenn Frauen nicht unbedingt ihren Status aus einem Mann herleiten müssen und umgekehrt, wenn es Männer gibt, die ihr Selbstbewußtsein nicht aus einer ökonomischen oder bildungsmäßigen Überlegenheit gegenüber der Frau beziehen. Das ist natürlich eine anspruchsvolle Kombination, die von beiden Partnern viel Erwachsenenheit und Souveränität verlangt.

Dieses Modell wird dort gelebt, wo die Eltern möchten, daß Kinder mit möglichst viel eigener Familienzeit erzogen werden, ohne daß es die Frau sein muß, die diese Zeit vor allem investiert. Es ist zugleich Ausdruck dafür, daß wir uns in der Gesellschaft nicht auf eine schematische Angleichung von Biographien hinentwickeln, weder unter den Individuen, noch unter den Geschlechtern. Bei diesem neuen Familientypus kommt nämlich keine 50:50-Partnerschaft zustande, was Kinder und Haushalt betrifft, sondern vielleicht eine 70:30-Aufteilung, ähnlich vielen traditionellen Paaren, wo die Frau Teilzeit arbeitet. Auch in den USA ist diese Form nicht selten. Ich kenne eine sehr erfolgreiche Managerin, die einen Konzern leitet. Sie hat mit 43 Jahren einen geschiedenen Psychoanalytiker geheiratet, der bereits zwei fast erwachsene Kinder hatte. Sie selbst bekam dann mit 44 Jahren ihr erstes, mit

46 Jahren ihr zweites Kind. Beide sind jetzt Anfang 50, er ist Hausmann und betreut die Kinder mit Enthusiasmus, ist aktiv am Schulleben beteiligt und fördert die Töchter in jeder Hinsicht. Sie selbst ist vorwiegend am Wochenende zu Hause, die Familie singt dann gemeinsam im Kirchenchor. Als negative Rollenkehr würden beide ihr Familienmodell niemals bezeichnen und auch keineswegs als Abhängigkeit des Mannes von der Frau. Ein deutsches Beispiel: Eine bekannte Unternehmensberaterin bekommt mit fast 40 Jahren ihr erstes Kind. Ihr Mann ist deutlich jünger. Er hat eine handwerkliche Ausbildung und übernimmt Finanzmanagement, Buchhaltung, Personalverwaltung; das Hintergrundmanagement der Firma. Für das Kind ist eine Kinderfrau engagiert, aber der Vater und dessen Eltern sind das backup-System für Notfälle und bei den vielen Reisen der Mutter. Das Modell gleicht also etwa der Konstruktion der Ehefrau im Handwerk, nur rollenverkehrt und funktioniert in diesem Fall sehr befriedigend für alle Teile.

Wir haben es also teilweise mit partieller, teilweise mit voller Rollenkehr zu tun. Das Modell kann belastend sein für Ehemänner, wenn sie nicht genügend eigene Anerkennung daraus ziehen. Es genießt aber dennoch, abstrakt betrachtet, enorm hohe Wertschätzung und Anerkennung, gilt vielen wertemäßig als Wunschmodell, da es eben die hohe Wertschätzung von Familienzeit ausdrückt, die in Deutschland kulturell so dominant ist.

Kurz gesagt: Hinter immer mehr beruflich sehr erfolgreichen Müttern steht ein Mann. Das ist statistisch deshalb so wenig sichtbar, weil es noch wenige solche Mütter gibt. Aber es ist ein wichtiger Trend, der im frauenpolitischen Umfeld ungern zur Kenntnis genommen wird. Warum? Ganz einfach: Kern der Forderung der Frauenbewegung war die Überwindung der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung eben durch 50:50-Partnerschaft und ergänzende Kinderbetreuung. Männer sollten ihren „gerechten“ Anteil übernehmen, aber nicht ihrerseits die ungeliebte Haus- und Kinderarbeit einseitig tragen. Neue objektive ökonomische Abhängigkeiten, auch wenn subjektiv frei gewählt und gern gelebt, werden deswegen als bedenklich betrachtet. Daneben gibt es das feste und bequeme Vorurteil, die patriarchale Rolle habe sich in Wirklichkeit kein bißchen verändert, alle solchen Berichte verschleiern nur die traurige Mehrheitswirklichkeit. Diese Ansicht kann solche statistisch geringen Veränderungen, die aber wichtige Signale setzen, nur als unbedeutende Verschleierungsmanöver betrachten. Ich glaube, sie hat Unrecht.

Modell Zweitehe und Stiefmutterchaft

Viele Frauen heiraten einen Mann oder haben einen Lebenspartner, der bereits Kinder aus einer ersten Ehe hat. Nicht selten findet dann das „Normale“ statt: in der neuen Paarbeziehung wird noch ein Kind geboren mit den üblichen Folgen und einer „Normalbiographie“ der Frau. Gar nicht so selten aber kommt es auch vor, daß in solchen Paaren die Frau kein Kind mehr bekommt, nicht zuletzt, weil der Partner keine Kinderwünsche mehr hat. In diesem Fall herrscht de facto eine Teilfamilienkonstellation, wo Zeit am Wochenende und im Urlaub mit den Kindern des Partners verbracht wird, wo aber dennoch die berufliche Entwicklung der Partnerin durch eigene Kinder nicht „behindert“ wird. Oft sind die Gefühle der Frauen zu dieser Lage ambivalent, wird der Verzicht auf eigene biologische Kinder keineswegs nur positiv gewertet. Aber dennoch läßt sich die Konstellation auch als eine Form von Familie ohne die vollen Risiken betrachten - sie zwingt die Frauen teilweise zum beruflichen Erfolg, macht ihn aber auch leichter möglich. Es ist ein Modell, das den schwierigen Nähe- und Distanzwünschen mancher hochqualifizierter junger Frauen mehr entgegenkommt als eine Paarbeziehung, die von vornherein voll auf Familie angelegt ist.

Trennung der Mutter von den Kindern

In den letzten Jahren ist der Anteil alleinerziehender Väter bei getrennten Eltern auf ca. 10% angestiegen - das bedeutet, daß bei 10% der Trennungen die Kinder beim Vater verbleiben. In der Frauen-Literatur wurde früher immer wieder kritisch darauf hingewiesen, daß Kinder nach der Scheidung automatisch bei den Müttern verbleiben, daß Mütter also in diesem Fall die Last der Kindererziehung zu tragen hätten. Daß im Trennungsfall das Leben mit den Kindern aber auch ein großes Privileg ist, daß die Trennung von den Kindern eine traumatische Erfahrung sein kann, wissen wir inzwischen von vielen Scheidungsvätern. Nicht weniger kompliziert sind sicher die Gefühlslagen der Mütter, die aus unterschiedlichen Gründen ihre Kinder vorwiegend dem Vater anvertrauen oder abgeben- sei es nun freiwillig oder unfreiwillig.

Für diesen Trend gibt es viele komplizierte Ursachen:

- Es gibt Kinder, die eine neue Partnerschaft der Mutter total ablehnen und es vorziehen, beim Vater zu bleiben,

- Es gibt Väter, die das Sorgerecht gegen den Willen der Mutter durchgesetzt haben - wobei diese Väter oft mehr Geld und Ressourcen haben als die Mütter,
- Es gibt neue Partner, die die Kinder de facto ablehnen, so daß die Mutter beim Vater eine geschütztere Situation für die Kinder sieht,
- Es gibt Mütter, die die Verantwortung für ihre Kinder einfach nicht mehr tragen wollen,
- Es gibt Väter, die den Kindern einer beruflich sehr engagierten Mutter einfach ein stabileres Umfeld bieten können: Wohnung, mehr Zeit, eventuell Großeltern in der Nähe, Geborgenheit.

Diese Konstellation findet sich z.B. oft bei Politikerinnen: hier sind die Übergänge von einer Familie mit einer viel reisenden zu einer getrennt lebenden Mutter oft sehr fließend. Ministerin Nolte etwa hat einen Ehemann, der das Kind voll daheim versorgt, während sie höchstens am Wochenende kommt. Es mag sein, daß die Ehe hält - dann gehört die Situation zum oben beschriebenen Modell des teilweisen Rollentauschs. Gerade bei Politikerinnen aber haben diese Konstruktionen oft nicht überdauert und führten zu einer Trennung vom Mann und manchmal dann auch von den Kindern.

Dieses Modell findet sich heute am ehesten bei Künstlerinnen, Journalistinnen, Politikerinnen - Frauen also, wo die Mobilitätsanforderungen sehr hoch sind, die Zeitanforderungen fast unbegrenzt und wo es sehr schwierig ist, den Kindern ein stabiles Daheim anzubieten. Hier ist es auch nicht mangelndes Einkommen, was eine volle Elternrolle der Mutter verhindert, sondern ihr Lebenszuschnitt, der dann die Entfremdung vom Partner begünstigt. Früher wurden solche Strukturprobleme oft durch das Internat gelöst: Romy Schneider etwa, als Magda Schneiders Tochter, war ein berühmtes Internatskind. Heute dagegen tritt oft, aus ökonomischen und wertemäßigen Gründen, der Mann gewissermaßen an die Stelle des Internats. Das Scheidungskind im Internat gilt nicht als von seiner Mutter verlassen. Das Kind getrennter Eltern, das beim Vater lebt, dagegen weit eher - und das Tabu ist so stark, daß die betroffenen Frauen selten offen darüber sprechen.

Doris Lessing aber schildert in ihrer Autobiographie, wie sie ersten beiden Kinder bei ihrem ersten Mann zurückgelassen hat, um ihre geistige Freiheit wiederzugewinnen. Sie war eine tüchtige Mutter gewesen, sie hatte beide Kinder selbst gewollt, aber sie hatte dann einfach das Gefühl, daß sie gehen mußte: „Vielleicht ist es unmöglich, seine Kinder ohne moralische oder gei-

stige Verrenkungen wegzugeben. Aber ich überantwortete die meinen ja nicht einem frühen Tod. Unser Haus war voll von besorgten und liebenden Menschen, die sich beispielhaft um die Kleinen kümmern würden. Sogar viel besser als ich ... weil ich insgeheim dieses Gefühl von Untergang ... in mir trug. Ich hatte keine Schuldgefühle (S. 325).“ Sie geht und wird eine berühmte Autorin. Ihr nächstes Kind aber wird interessanterweise genau umgekehrt in seiner Bedeutung für sie sein: Als sie im Londoner Boheme-Milieu lebt, ist es gerade die Verantwortung für ihren kleinen Sohn, die sie davor schützt, in Alkohol und Drogen sowie in sinnlosen Affären zu versinken.

Fazit: Es war nicht immer nur Glück

Betrachten wir nun die obigen Entwicklungen, die zugegebenermaßen keine Massenerscheinungen darstellen, vor dem Hintergrund des Mottos dieses Symposiums: „Es war nicht immer nur Glück“. Dabei wird deutlich: Der berufliche Erfolg gerade von Müttern beruht sicher meist auf Tüchtigkeit, Effizienz, guter Planung, Entscheidungsfreudigkeit etc. Er beruht sicher teilweise auch darauf, wie bei den meisten Frauen, daß sich im richtigen Moment Förderer finden und auch bisweilen tatsächlich glückliche Konstellationen. Die Befragung „Politikerin als Beruf“, die alle Parlamentarierinnen in Deutschland untersuchte, brachte z.B. an den Tag, daß die Frauen, die es zu Ministerinnen brachten, häufig bereits politisch aktive Väter hatten, die sie stark förderten und zusätzlich öfter als andere Politikerinnen über aktive Mentoren verfügten.

Nichtsdestotrotz stehen im Hintergrund solcher Biographien nicht selten auch schwierige private Entscheidungen, die Mut erfordern, Schmerzen bereiten, die verantwortet sein wollen und häufig das, was heute allgemein unter Mutterschaft verstanden wird, sehr stark herausfordern. Es sind Frauenbiographien, wo Kinder und Männer unter schwierigen Bedingungen Solidarität mit den Müttern üben und die daran sowohl wachsen als auch manchmal leiden.

Barbara Fülgraff

Nach-Gedanken

Die „Anatomie des Glücks“ (Kundler 1971), also die Betrachtung seiner Strukturen, führt uns zu zwei Modellen: das eine Glück erscheint als ein Ziel, dem wir nachrennen, wie Bertold Brecht es melancholisch weise beschreibt, und das doch paradoxerweise meist hinterherrennt, da wir übers Ziel hinausschießen. Das andere Glück ist ein Zustand, etwas, das wir in uns haben, verspüren. Beide, fortuna und virtù, sind aufeinander angewiesen: „Das wesentliche Glück, das den Menschen innewohnt, ist in seiner Gestaltung stets auch abhängig von äußeren Gelegenheiten; umgekehrt kann auch aus äußerem Zufall etwas von Dauer entstehen“ (R. König in: Kundler, 1971, S. 13). Nur Glück, also Fortüne haben, als Triebkraft fürs Leben anzusehen, bedeutet menschliche Anstrengungen und Phantasien abzuwerten. Auf ihr Leben rückblickend sagte eine später bekannt gewordene Frau: „Am Beginn meiner Karriere stand eine Gelegenheit, die ich ergriff. Der Rest war harte Arbeit“. So ist es wohl: die Schwerelosigkeit, mit der eine Primaballerina die Anziehungskraft der Erde zu überwinden scheint; die Leichtigkeit, mit der eine Wissenschaftlerin einen schwierigen Sachverhalt in einer anschaulichen Sprache vermitteln kann, die Sicherheit, mit der eine Managerin in mühsamen Verhandlungen gerade den richtigen Ton und die richtigen Argumente findet, die dem Fortgang dienlich sind - in jedem Falle ist es harte Arbeit, wenn's gelingen soll.

Es gilt ein Mißverständnis zu vermeiden, das der Titel des Symposiums erzeugen könnte. Eine Floskel, die sich in vielen Untersuchungen zu Biographien erfolgreicher Frauen wiederholt, heißt: ich hatte Glück. Es war nicht immer „nur“ Glück, sollte verstanden werden als eine positive Korrektur eines verbreiteten weiblichen Wahrnehmungs- und Urteilmusters.

Zu diesem Symposium sind elf Freundinnen und Wegbegleiterinnen gekommen. Mit unterschiedlichen Stationen meines Lebens sind sie verbunden. Wir haben unterschiedliche Begegnungen gehabt, uns über unterschiedliche Themen gefunden.

Die einen - etwa die Hälfte - gehören mehr oder weniger zu meiner Generation. Wir teilen historische Erfahrungen. Darauf verweisen z.B. Waldtraut Scheibert und Buni Arnold. Die anderen stammen bereits aus der nächsten Generation, wenn nicht der Töchter, dann doch der Schülerinnen. Ihre Perspektive aufs Leben und auf den Beruf sieht gelegentlich schon anders aus. Wir können es nachlesen bei Hildegard Entzian oder Adelheid Kuhlmeier und Gisela Erler. Alle haben sich spontan auf meine Einladung zum Symposium und aufs Thema eingelassen. Wie wir hörten, sind dabei unerwartete Dynamiken in Gang gekommen, denen auch ich mich nicht entziehen will. Ich denke an die Beiträge von Karin Kurpjoweit oder Astrid Hedtke-Becker.

Nachdenken ist eine Erfahrung, die zum Teil heterogene Einsichten verschafft und Erlebnisse vermittelt. Wir wissen alle, wie sehr jeweilige Befindlichkeiten und das jeweilige Umfeld Erinnerungen einfärben. Wenn ich jetzt auf 25 Jahre - 50 Semester - an der Oldenburger Universität zurückschaue, dann sind die Farben der Erinnerung durch viele Schattierungen gelaufen. Es mag überraschen, gerade die letzten Jahre waren hell. Unter ständig schwieriger werdenden Bedingungen haben wir doch mutig die Dinge vorangetrieben. Zahlen, Quoten, Curriculornorm- und -richtwerte, An- und Verordnungen, Auf- und Vorlagen haben viele unserer Entscheidungsräume stark beengt, unseren Phantasien rüde Grenzen gesetzt. Aber in eben diesen Jahren habe ich diese Hochschule mehr denn je als einen Ort der Begegnungen erfahren, die lebendig, anregend und menschlich waren. Ich selbst fühlte mich in meiner Arbeit offener, sicherer, gelassener, unterstützt von Kolleginnen und Kollegen, in produktivem Austausch mit Studentinnen und Studenten unterschiedlicher Generationen.

Der Beginn in den frühen 70er Jahren war zweifellos eine Herausforderung, die ich jedoch bewußt annahm, da ich unter mehreren Möglichkeiten wählen konnte. Zunächst sah ich mich vor vorwiegend Fremdem, Unbekanntem und Ungelerntem: zusammen mit den wenigen Kolleginnen und Kollegen mußte ich Ordnungen erdenken für Studium und Prüfungen, die nicht selten, kaum daß sie Gestalt annahmen, bereits wieder verworfen wurden; mußte Stellen besetzen, d.h. über wissenschaftliche, persönliche und soziale Fähigkeiten von Menschen entscheiden und urteilen und dabei erkennen, daß oftmals ganz andere Maßstäbe als die veröffentlichten den Ausschlag gaben. Dies war Hochschulpolitik - die Kunst des in Hochschulen Möglichen. Auch die Arbeit in Gremien brachte neue Erkenntnisse. Ich lernte, wie Entscheidungen vorbereitet und durchgesetzt - und wie sie boykottiert wurden. Ich lernte, wie

Wolfgang Schulenberg es mir riet, genau zu prüfen, in welchem Saale ich tanzen wolle.

In jenen Jahren wurden aber auch die Grundsteine gelegt für die Lehre und die Forschung in dem neuen Fach Erwachsenenbildung, das wir einrichten und ausbauen konnten. Wir konnten Kolleginnen und Kollegen auf neue Stellen berufen. In gemeinsamer Arbeit entstand ein breites Lehrangebot und konnten die Forschungsschwerpunkte, die schon der Pädagogischen Hochschule einige Bedeutung verschafft hatten, erweitert werden. Wir konnten Pläne machen für Differenzierungen und Spezialisierungen. Nicht alle ließen sich realisieren. Dem Aufbruch folgten lange Jahre der Kämpfe für den Erhalt, manchmal, so schien es, ums Überleben. Der Schwung des Beginns, sein Nachschwingen hält uns auch heute noch in Gang. Einen neuen Anstoß erhoffen wir uns von der richtigen Entscheidung, den Studiengang zu erhalten und solide auszustatten. Aber noch ist es eine hochschulpolitische Zitterpartie.

Unter den ersten 14 Berufungen auf wissenschaftliche Positionen in den Jahren 1971 bis 1973 waren zwei Frauen; ein so günstiges Zahlenverhältnis von 2:12 haben wir an dieser Hochschule seitdem nicht mehr erreichen können. Um so mehr haben wir Grund darüber nachzudenken, welche Rolle Frauen als Lehrende an einer Universität übernehmen müssen.

Meine Rolle habe ich zunächst nicht unter frauenspezifischem Blickwinkel wahrgenommen. Schon richtig, ich habe hin und wieder spezielle Frauenthemen in meinen Lehrveranstaltungen behandelt - meist angeregt durch jüngere Kolleginnen oder Studentinnen. Ich habe Forschung betrieben, die sich mit Lebenssituationen von Frauen im mittleren und höheren Alter befaßte. Aber die Erkenntnis über das noch ganz andere dieser Rolle gewann ich im täglichen Arbeiten und Leben; denn es waren zunehmend Frauen, Studentinnen unterschiedlicher Jahrgänge, die sich entschieden, mit mir zu arbeiten, die mit ihren Diplomarbeiten zu mir kamen. Es schien also das Bedürfnis zu bestehen, in einem weiblichen Kontext zu denken und zu studieren. Dies bedeutete aber noch mehr. Das Spektrum der Aufmerksamkeit reichte weit: Kleidung, Haltung, Sprache, ja Entscheidungen im persönlichen Leben wurden aufmerksam beobachtet, manchmal kommentiert und mit dem eignen Leben in Verbindung gebracht. Langsam nur entstand in mir das Bewußtsein davon, daß Professorin zu sein eine „ganzheitliche Rolle“ war. Ich war eine Frau, in einer herausgehobenen Position, die zur Orientierung sich anbot - d.h. vorhanden war. An mir konnten sich andere abarbeiten, so oder nicht so

sein wollen. Ich mußte dabei zunächst mich selbst in dieser Rolle annehmen, bevor ich diese Prozesse auch mit Studentinnen reflektieren konnte. Jetzt begann ich zu verstehen, was mir schon Jahre früher Helge Pross zu erklären versuchte. Ich hatte Anfang der 70er Jahre auf meinen Reisen zwischen Frankfurt und Oldenburg wiederholt bei ihr in Gießen Station gemacht. Sie war es, die mich ermutigte, den Weg in die Hochschule bewußt als Frau anzutreten. Sie hat mir Mut gemacht zu dieser Art öffentlichem Wirken. Sie starb so früh.

Weibliche Vor-Bilder gab es, denen ich folgen mochte oder die - Brigitte Sellach sprach davon - in kritischer Absetzung von ihrer Wirklichkeit mir eine Vorstellung vom „anderen“ Leben verschafften. Früh bin ich starken Frauen begegnet. Der Krieg war „die Stunde der Frauen“ (v. Krockow); aber ich erlebte auch, und zwar bewußt, die späteren Rückzüge, das Platz machen für Männer. Schon als Kind mochte ich das nicht akzeptieren. Frühe Lebensphantasien enthalten durchaus Bilder von Erfolg, wenn auch im konventionellen Ambiente der wirtschaftlich erfolgreichen Ärztin oder Anwältin. Den Doktor wollte ich selber machen, nicht erheiraten. (Die gesellschaftliche Unsicherheit über die Herkunft meines Titels gab ein Leben lang Anlaß zu komischen und betrüblichen Erfahrungen.)

Die Stunde der Männer dagegen schlug mir, als ich nach der Schule ins universitäre Leben trat. Ich tat es mit solidem Selbstvertrauen in meine Fähigkeiten, und solide mußte es wirklich sein angesichts der Erfahrungen mit neuen Zuschreibungen: „Wenn eine so aussieht ...“; „Wer weiß, wofür die ihre Note bekommen hat ...“; „Ich bin ein vorurteilsfreier Mensch. Ich habe eine wissenschaftliche Assistentin. Das schmückt ungemein.“ Meine Krisen waren - so könnte ich sagen: programmiert. Erst in den Oldenburger Jahren traf ich auf Kollegen, die - durchaus nicht unempfindlich für die unterschiedlichen Attraktionen einer Frau - Kollegialität lebten. Sie trugen bei zu einer Atmosphäre, in der ich die Begabungen, die ich hatte, weiterentwickeln konnte und in der unnötige Verbiegungen mir erspart blieben.

Die Erinnerungen an meine Tätigkeit knüpfen sich vor allem an Begegnungen und an Situationen. Martin Buber schreibt: Alles wirkliche Leben ist Begegnung. So auch erfahre ich vor allem die Rückmeldungen von anderen: „Damals haben Sie gesagt ...“, „Sie haben mich aufmerksam gemacht ...“, „Ich habe das überhaupt nicht akzeptieren können; Sie haben mich wirklich enttäuscht“. Als Personen sind wir ein Medium; wir repräsentieren eine Form. Lehrende sind ihre eignen Werkzeuge, wie es in der humanistischen

Psychologie formuliert wird; wir können genutzt werden. Unser Ziel haben wir erreicht, wenn es den Studierenden gelingt und wenn es ihnen Freude macht, Wissen selbst herzustellen. Dies sollten wir nicht vergessen.

In 25 Jahren entstehen Verbindungen und Fakten, die mit einer Person erinnernd verknüpft bleiben. Wichtiger aber erscheint mir die Kontinuität der Lehr- und Lernprozesse, die Wissenschaft ausmachen, und diese sind eng mit der Institution verbunden. So kann ich meine Arbeit getrost in die Hände anderer, jüngerer geben, dankbar für die Zeit an dieser Hochschule. Es war ein gutes Stück Leben.

Biographische Notizen

Dr. phil. Brunhilde Arnold (1936)

Mit sechs Geschwistern aufgewachsen, von denen heute noch zwei leben. Kriegswaise; mit einer Mutter, vor deren Frauenschicksal ich nur ergriffen stehe.

Musisch begabt war es mein Wunsch, Volksmusiklehrerin zu werden, eine um 1955 mögliche schmalspurige Variante des Musikstudiums. Spätere Berufe: Bibliothekarin und nach einem weiteren Studium Soziologin. Promotion zum Dr. phil. Anschließend von 1974 bis 1989 Mitarbeiterin am Zentrum für wissenschaftliche Weiterbildung der Carl von Ossietzky Universität in Oldenburg. In der Zeit Aufbau des dortigen Seniorenstudiums und Verbreitung des Gedankens des Studiums im Alter durch Forschung und Publikationen.

Heute alleinlebend und kinderlos. Schreiben und Forschen, sofern als eine soziale Angelegenheit und sozialer Prozeß organisiert, sind Wünsche, um deren Erfüllung ich mich heute bemühe.

Dr. med. Gisela Ehmann (1941)

Mitten im 2. Weltkrieg wurde ich als Tochter eines Zahnarzt Ehepaars in Berlin geboren. Meine sorgenfreie Kindheit und Jugend in einer norddeutschen Kleinstadt verdanke ich der Klugheit und dem Fleiß meiner Eltern sowie dem Umstand, daß ich als drittes von vier Kindern einen Mittelplatz in einer Geschwisterreihe innehatte. So mußte ich mir keine Rechte erkämpfen und bekam sogar Kredit für Leistungen, die meine älteren Geschwister erbracht hatten. Mit knapp 17 Jahren durfte ich ein Schuljahr in den USA verbringen, nachdem meine Eltern wenige Jahre davor die gleiche Entscheidung für meinen älteren Bruder getroffen hatten.

Nie gab es in unserer Familie einen Zweifel daran, daß jedes Kind eine seinen Neigungen und Fähigkeiten entsprechende, möglichst qualifizierte Ausbildung bekommen würde, auch wenn dies den Verzicht auf manche materiellen Güter bedeutete. Mein Medizinstudium wurde also begrüßt. Ich studierte in Berlin und legte 1967 planmäßig mein Staatsexamen ab, der Ab-

schluß meiner Promotion verzögerte sich unplanmäßig durch die Geburt meiner älteren Tochter. Ende 1968 waren jedoch Dokortitel und Approbation als Ärztin unter Dach und Fach.

Praktisch ausgeübt habe ich den Arztberuf, abgesehen von der zweijährigen Pflichtassistentenzeit, gerade mal ein Jahr. Dann kam die zweite Tochter und nach einer kurzen Berufspause eine Teilzeittätigkeit als Gutachterin. Seit 20 Jahren arbeite ich mittlerweile in der Pharmaindustrie und leitete dreizehn Jahre davon eine medizinisch-wissenschaftliche Abteilung. Vor drei Jahren begann ich, als Leiterin einer neu installierten Abteilung, mich systematisch mit gesundheitspolitischen und gesundheitsökonomischen Themen zu beschäftigen. Dieser komplexe, dynamische und zukunftsorientierte Aufgabenbereich ist für mich ein sehr attraktives Betätigungsfeld.

Dr. phil. Hildegard Entzian (1956)

Ausbildung zur Krankenschwester, 1. Staatsexamen für das Lehramt Grund- und Hauptschule, Diplom-Hauptprüfung in Erziehungswissenschaft: Diplom-Pädagogin, Promotion. Verheiratet, zwei Töchter.

Ausrichtung der beruflichen Entwicklung auf die Nahtstelle zwischen Pflege und Pädagogik: Während des Studiums zunächst Extrawache auf einer Intensivstation, später Dozentin in der Ausbildung von AltenpflegerInnen (Fächer: Berufskunde und Berufsethik) und der Weiterbildung zur Gemeindekranken- und Altenpflege (Fach: Soziologie des Alters). Seminare an der Fachhochschule für Sozialwesen in Kiel mit gerontologischen Fragestellungen und an der Medizinischen Universität Lübeck. Erstellung eines Modellversuchsantrags zur Klärung der Frage, ob ein pflegewissenschaftlicher Studiengang eingerichtet werden kann.

1993 Promotion an der Universität Oldenburg bei Frau Prof. Dr. Barbara Fülgraff zum Thema: „Spannungsfeld - Heimalltag. Beitrag zur Entwicklung von handlungsleitenden Gestaltungsprinzipien in der stationären Altenhilfe“. 1993 bis 1998 Pädagogische Mitarbeiterin im Landesseminar für Krankenpflege, einem Fort- und Weiterbildungsinstitut für Berufe des Gesundheitswesens. Seit Mai 1998 Referentin im Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales des Landes Schleswig-Holstein für Modellprojekte und Qualitätssicherung in der Altenhilfe. Mitarbeit in der Arbeitsgruppe „Pflege“ der Deutschen Gesellschaft für Gerontologie und Geriatrie. Freiberuflich Vorträge und Veröffentlichungen zur Professionalisierung der Pflege alter Menschen und zur Berufsethik.

Gisela Anna Erler (1946)

Tochter eines bekannten Politikers und einer politisch sehr engagierten Mutter. Außer der Mutter stets sehr männliches Umfeld: zwei Brüder, humanistisches Gymnasium mit fast nur männlichen Mitschülern; im Studium 1967 Gründung des ersten linken Verlags in Deutschland (Trikont Verlag) - mit Männern. Später zwar Mitbegründerin des Verlags „Frauenoffensive“, eigene Begegnung mit den Inhalten der Frauenbewegung aber erst über die Erfahrung von Mutterschaft und Ausgrenzung als junge Mutter. Studienabschluß in Soziologie und Sprachwissenschaft. Ab 1974 Tätigkeit am Deutschen Jugendinstitut als Familienforscherin. Als Mutter zweier Söhne stets vollerwerbstätig. Trennung vom Vater der Kinder 1987 - sie wurden dann überwiegend vom Vater erzogen. Neue Partnerschaft mit späterer Eheschließung - drei Stieföhne. Kontroverse Publikationen: 1985 das Buch: „Frauenzimmer - für eine Politik des Unterschieds“ und 1987 Hauptautorin des „Müttermanifests“, das der Frage der Mutterschaft Platz im Feminismus verschaffen wollte.

Heute Leiterin eines Unternehmens mit 60 Mitarbeiterinnen, das die Vereinbarkeit von Familie und Beruf zum Geschäftsinhalt hat. Genannt „Familienservice“, bietet es im Auftrag von Firmen den Mitarbeiterfamilien Hilfe in Fragen von Kinderbetreuung und Altenpflege sowie Beratung bei Schul- und Erziehungsfragen. Zwölf Filialen in ganz Deutschland. Dieser Betrieb ist ein fast reiner Frauenbetrieb - als Gegengewicht zum fast rein männlichen privaten Umfeld.

Dr. rer. pol. Karla Fohrbeck (1942)

Geboren in Aachen, aufgewachsen in Bayreuth. Vater Arzt, mehrfach verheiratet, ältestes von neun Kindern, die sich aber alle mögen, aus verschiedenen Ehen. Studium der Anthropologie, Soziologie, Philosophie, später auch Politik und Volkswirtschaft in Freiburg, Frankfurt, London und Paris. Promotion zum Dr. rer. pol. bei den Professoren Luckmann und Habermas in Frankfurt.

1970 bis 1972 Spiegel-Verlag Hamburg (Institut für Projektstudien), 1975/76 Gastprofessorin für Kulturosoziologie an der Universität Hamburg.

1972 bis 1989 Direktorin des Zentrums für Kulturforschung in Hamburg und später Bonn (freiberufliche Arbeitsgemeinschaft mit Prof. Dr. Andreas Wiesand). Verheiratet mit Prof. Dr. Bazon Brock (1987 geschieden).

Sehr langes Werkverzeichnis an Büchern, Artikeln, Vorträgen, Essays, Rundfunk-, Film-, Ausstellungs- und Fernseharbeiten in den Bereichen Künstler-, Kultur-, Medien- und Entwicklungspolitik, auch im europäischen und international vergleichenden Sektor.

Sehr viele Ehrenämter während dieser Zeit, u.a. beim Europarat, Inter Nationes, DLF, Aufbau des Deutschen Kulturrates, Kulturpolitische Gesellschaft, Fonds für Soziokultur usw. Wiedergeborene Christin und Religionswissenschaftlerin. 1990 bis 1996 Schul- und Kulturreferentin der Stadt Nürnberg (parteilos). Zur Zeit privatisierende Frührentnerin (gehbehindert).

Wohnt Zoltmühle 7 B, 95512 Neudrossenfeld

Prof. Dr. phil. Barbara Fülgraff (1935)

Geboren als erstes von vier Kindern, das eigentlich ein Junge werden sollte. Viel Forderung erzeugte diese Erwartung, aber auch Förderung.

Erfahrungen von Wechseln und Umzügen - Folgen des Krieges - ließen bei mir ein früh gespürtes und heute deutlich wachsendes Bedürfnis nach „Seßhaftigkeit“ entstehen. Dennoch nach dem Abitur Wanderjahre durch Studienorte und Studienfächer: Freiburg, Berlin, Frankfurt, die USA; Germanistik, Geschichte, Politische Wissenschaften ohne Lust auf Schule; Phantasien von Journalismus, Rundfunk Promotion zum Dr. phil. 1963 mit einer Arbeit über Fernsehen und Familie. Nach einem kurzen Gastspiel in der Meinungsforschung dann die Möglichkeit - das Glück? -, in die Hochschule zurückzukehren, in den 60er Jahren in Frankfurt - im Auge des politischen Taifuns - dennoch in relativer Geborgenheit eine Zeit des Lernens und Erprobens in wissenschaftlichem Terrain; aber auch eine Zeit der Behinderungen, eben weil ich kein Junge geworden war. Die Oldenburger Jahre dann brachten etwas von der erhofften Seßhaftigkeit: eine Universität, ein Fach - die Erwachsenenbildung -, die beide zu entwickeln und auszubauen waren. Dafür hatte ich 50 Semester Zeit.

Frauen im Leben: in den Kindheitsjahren in äußerer Bedrängnis mutige und verlässliche; in der Pubertät eigene Absetzungsbewegungen und erste Träume von selbständiger (männlicher?) Karriere. Im Studium und Beruf viel Anregungen und Ermutigung durch etwas ältere Vorbilder wie Helge Pross - und einige Watschen von meinesgleichen. In Oldenburg dann schließlich entstanden persönlich und wissenschaftlich starke Beziehungen zu Frauen, nun auch zu jüngeren. Ich lebte allein, zwischen einer kurzen Ehe am

Studienende und einer spät geschlossenen zum Ende der beruflichen Jahre. In Gesellschaft von Frauen fühle ich mich wohl; dennoch entstand nie der Wunsch, Frausein politisch zu thematisieren.

„Glück“ in dieser Biographie: z.B. das Geburtsjahr. Am Krieg noch beinahe vorbeigeschrammt; beruflich in den Aufschwung hineinqualifiziert; als Frau in der Wissenschaft gerade noch exotisch genug, um als „Dekoration“ eines Lehrstuhlinhabers interessant zu sein. Der Rest war beharrliche Widerständigkeit gegen falsche Zuschreibungen.

Prof. Astrid Hedtke-Becker (1957)

Geboren in Siegen, dort 1976 Abitur; anschließend 1976-1978 Lehre als Industriekauffrau. Ich begann dann ein Diplomstudium als Pädagogin mit dem Schwerpunkt Erwachsenenbildung an der Universität Oldenburg, das ich 1984 mit einer Diplomarbeit über pflegende Töchter abschloß. Dieses Thema sollte mich weiterhin begleiten.

1979 heiratete ich zum ersten Male und bekam einen Sohn. 1986 wurde meine Tochter geboren.

Nach Studienabschluß wurde ich zunächst freiberuflich tätig als Dozentin in der Aus-, Fort- und Weiterbildung von Krankenschwestern, AltenpflegerInnen und SozialarbeiterInnen. Schwerpunkt war die Pflege alter Menschen in der Familie. Zugleich publizierte ich zu diesem Thema in verschiedenen Büchern und Zeitschriften.

Von 1989 bis 1996 war ich als wissenschaftliche Referentin tätig im Deutschen Verein für öffentliche und private Fürsorge in Frankfurt. Dort arbeitete ich im Schwerpunkt Altenhilfe in der Abteilung Fort- und Weiterbildung; seit 1993 als deren Leiterin.

Seit 1996 bin ich in zweiter Ehe verheiratet und habe seither drei weitere (Stief-)Kinder.

Ebenfalls 1996 wurde ich an die Fachhochschule für Sozialwesen in Mannheim berufen auf eine hauptamtliche Dozentur mit den Lehrgebieten Praxis sozialer Arbeit, Altenarbeit, Gesundheitswesen. Gegenwärtig bin ich Dekanin im Fachbereich Sozialwesen und zugleich Weiterbildungsbeauftragte der Hochschule und mit der Gründung eines Instituts für Fort- und Weiterbildung beauftragt.

Prof. Dr. phil. Adelheid Kuhlmei (1955)

Geboren im Jahr 1955 in einer Kleinstadt, die heute dem Bundesland Sachsen-Anhalt zugehörig ist. Nach unbeschwerten und behüteten Kinder- und Jugendjahren 1975 Aufnahme eines Studiums an der Berliner Humboldt-Universität. Mit anerzogenem Durchhaltevermögen 1980 das Diplom in Soziologie, unter der persönlichen Maßgabe, nun noch etwas beruflich „Brauchbares“ aus diesem wenig geliebten Anfang zu machen. Im Herbst 1980 Wechsel an die Medizinische Fakultät (Charité) der Humboldt-Universität; gleichzeitig Aufnahme eines postgradualen Studiums ‘Medizinsoziologie’. Abschluß 1985. 1984 Promotion zum Dr. phil. mit einem sozialgerontologischen Thema. Die Gerontologie wird zum wichtigsten Arbeits-, Forschungs-, Lehr- und Gedankengebiet. Aus der sozialgerontologischen Abteilung der Charité wird nach der politischen Wende 1990 das Institut für Medizinische Soziologie. Die Lehrverpflichtungen in den Fächern ‘Medizinsoziologie und Gerontologie’ erweitern sich. 1990 Erhalt der *Facultas docendi* für diese Lehrgebiete und in der Zeit von 1993 bis 1996 Übernahme der kommissarischen Leitung des Instituts. 1996 - nach 15 Jahren Zugehörigkeit zur Berliner Charité - der Wechsel auf eine Professur an die Fachhochschule Neubrandenburg in Mecklenburg-Vorpommern.

Privat: verheiratet, keine Kinder.

Dr. phil. Karin Kurpjoweit (1945)

Glückliche Zufälle nach den Wirren des Zweiten Weltkrieges vereinten die Herkunftsfamilie nach Vertreibung und Flucht aus Ostpreußen via Zarrentin/-Mecklenburg, meinem Geburtsort, wieder in Bremen. In der Stellung der Geschwisterreihe die Letzte mit einem Abstand von zwölf, sieben und eineinhalb Jahren zu zwei älteren Brüdern und einer Schwester verbrachte ich die Schul- und Ausbildungszeit zur Kauffrau in Bremen. Vermutlich geprägt von einer Zeit, in der Mütter und Frauen mutig schwierige Lebenslagen meistern mußten, nahm ich 1971 die Wahl zur Freistellung als Betriebsrätin in einem Großkonzern an. Für Frauen ein damals ungewöhnliches Engagement ebenso wie die damit verbundene obligatorische Gewerkschafts- und Parteizugehörigkeit. Frauenrechte waren in diesem Kontext allerdings kaum ein Thema. Dies wurde es für mich durch meine Dissertation, mit der ich auf dem Zweiten Bildungswege mein Lehramts- und Diplomstudium im Fach Erwachsenenbildung abschloß. Die Arbeit: „Gleichstellung in Schweden. Zur

Frauen- und Bildungsforschung in der EU“ wurde von Prof. Dr. Hans-Dietrich Raapke und Prof. Dr. Barbara Fülgraff begleitet.

Sprachkenntnisse seit meinen Kindertagen aus Aufhalten auf dem Lande in Schweden, von karitativen Einrichtungen initiiert, erste Berufserfahrungen in der Wirtschaft, genutzte Aufstiegschancen während der sozialdemokratischen Bildungsoffensive der siebziger Jahre, nicht zuletzt die familiäre Prägung und schließlich die Bewußtseinschärfung in der jahrelangen Auseinandersetzung mit der Bildungs- und Frauenpolitik Schwedens entwickelten mein Interesse, zusammen mit anderen, auf die vorherrschende Vorstellung - auch in akademischen Kreisen - von der vermeintlichen Gleichberechtigung einzuwirken.

Die Auswahl der Themen in meiner Lehrtätigkeit als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Oldenburg seit WS 1980/81 knüpfte an diese Entwicklung an. Die Erkenntnis aber, daß sich in Deutschland die Gleichstellung im Kontext traditioneller Familienideologie in meiner Generation kaum mehr „fortschrittlich“ entwickeln wird, ließ es mir plausibel erscheinen, an der Schaffung von *Freiräumen für Frauen* mitzuwirken: Als Vorsitzende im Aufsichtsrat eines generationsübergreifenden Wohnprojekts für Frauen im Rahmen der Agenda 21, ein EXPO-2000-Projekt in der Vorauswahl; als stellvertretende Vorsitzende im „Förderverein Virginia Woolf Frauenuniversität e.V.“ (beides in Bremen) und als Initiatorin für ein internationales Netzwerk im Internet zur Forschung und Praxis in den europäischen Bildungssystemen; eine Koordination zum Bundeskongreß „Frauen und Schule“ zusammen mit der Gesellschaft für Sozialwissenschaftliche Frauenforschung (GSF) in Frankfurt.

Die interessante Aufforderung von Barbara Fülgraff, zum Abschiedssymposium beizutragen, verlangte mir quasi eine eigene „Bilanz“ ab. Ich stellte fest, daß die „Zufälligkeiten *meines* Lebens“ in der Rückschau durchaus eine gewisse Kontinuität erkennen und heute das eigene Tun logisch werden lassen.

Prof. Dr. phil. Dr. h.c. Ursula Lehr (1930)

Geboren in Frankfurt, Abitur am Gymnasium für Mädchen in Offenbach/Main. 1949 bis 1954 Studium der Psychologie, Philosophie, Germanistik und Kunstgeschichte in Frankfurt und Bonn; 1954 Promotion zum Dr. phil. und 1955 Hauptexamen als Diplompsychologin. 1955 begann meine Arbeit zunächst als Forschungsassistentin, dann als Wissenschaftliche Assistentin

und Akademische Rätin am Psychologischen Institut der Universität Bonn. Forschungsgebiete waren: Lebenslaufforschung, Jugend, mittleres und höheres Erwachsenenalter. 1968 wurde ich für das Fach Psychologie an der Universität Bonn habilitiert mit einer Arbeit über die Berufstätigkeit der Frau in entwicklungs- und sozialpsychologischer Sicht.

1969 wurde ich zur apl. Professorin und zur wissenschaftlichen Abteilungsvorsteherin der Abteilung „Entwicklungspsychologie“ ebendort ernannt. 1972 nahm ich einen Ruf auf den Lehrstuhl für Pädagogik und Pädagogische Psychologie an der Universität Köln an; zwei weitere Rufe nach Utrecht und Bonn (Pädagogik) lehnte ich ab. 1976 erging der Ruf auf den Lehrstuhl für Psychologie an der Universität Bonn; ich wurde dort Direktorin des Psychologischen Instituts. 1986 wurde in Heidelberg ein Lehrstuhl für Gerontologie neu geschaffen, auf den ich den Ruf erhielt; ich wurde Gründungsdirektorin des neuen Instituts für Gerontologie.

Aus dieser Tätigkeit wurde ich 1989-1990 beurlaubt für das Amt der Bundesministerin für Jugend, Familie, Frauen und Gesundheit. 1990-1994 war ich als Mitglied des Bundestages vor allem in den Ausschüssen für Bildung und Wissenschaft sowie Familie und Senioren tätig.

1995 wurde ich zur Gründungsdirektorin und zum Wissenschaftlichen Vorstand des Deutschen Zentrums für Altersforschung, einer Stiftung des öffentlichen Rechts, an der Universität Heidelberg berufen.

Es sind zahlreiche Bücher und über 700 Veröffentlichungen in Handbüchern und Zeitschriften erschienen zu Themen aus den Bereichen Entwicklungspsychologie und Lebenslaufforschung unter besonderer Berücksichtigung der Alterspsychologie und der Gerontologie. An der Planung und Durchführung der Bonner Gerontologischen Längsschnittstudie (1964-1984) und der Interdisziplinären Längsschnittstudie des Erwachsenenalters (seit 1990) war ich maßgeblich beteiligt.

In zahlreichen in- und ausländischen Kommissionen und Gremien arbeitete ich wissenschaftlich und politisch seit Beginn der 70er Jahre: als Mitglied der Sachverständigenkommission des BMFJG zur Erarbeitung des 2. Familienberichtes, als Vorsitzende der Folgekommission zur Erarbeitung des 4. Familienberichtes (1983-1986), als Vorsitzende der Kommission „Zukunftschance eines Industrielandes: Altern als Chance und Herausforderung“ (1987-1988), als stellvertretende Vorsitzende und sachverständiges Mitglied der Enquête-Kommission des Deutschen Bundestages „Demographischer Wandel“ (seit

1993). Von 1973-1978 und von 1980-1984 war ich Vizepräsidentin der Deutschen Gesellschaft für Gerontologie, seit 1997 bin ich deren Präsidentin. Außerdem bin ich Ehrenmitglied verschiedener europäischer und außereuropäischer wissenschaftlicher Gesellschaften für Gerontologie.

Zu den Ehrungen und Preisen, die ich erhielt, zählen das Ehrendoktorat der Universität Fribourg (1987), das Bundesverdienstkreuz I. Klasse (1987) und das Große Verdienstkreuz des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland (1995).

Ich bin korrespondierendes Mitglied der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, mathematisch-naturwissenschaftliche Klasse; ebenso Mitglied der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, mathematisch-naturwissenschaftliche Klasse.

Ich habe 1950 geheiratet, zwei Söhne wurden geboren, und bin seit 1994 verwitwet.

Waldtraut Scheibert

Geboren auf Gut Kaltenhof-Dassow/Mecklenburg. Nach der Flucht 1945 in Lübeck; schon dort, in jungen Jahren, mußte ich für die Familie sorgen. Schule und Mittlere Reife (1951), danach Handelsschule und Berlitzschool mit dem Berufsziel Auslandskorrespondentin. Statt dessen, nach einem Vierteljahr Arbeitslosigkeit, eine Stelle auf einem Schlachthof.

1956 heiratete ich einen Breslauer; wir haben drei Kinder. Fast gleichzeitig, 1957, habe ich als selbständige Kauffrau eine Generalagentur der Allianz Versicherungs AG aufgebaut.

Mehr als zwanzig Jahre hielt ich die Balance zwischen Familie und ununterbrochener Berufstätigkeit in einem männlich geprägten Bereich. Dann erst hatte ich den Mut, mein Unbehagen an der sozialen Entwicklung in politisches Engagement zu übersetzen. Ende 1980 wurde ich in den Rat der Stadt Oldenburg gewählt. Sozial- und Kulturpolitik konnte ich als Vorsitzende des Kulturausschusses - 1981 bis heute - mitbestimmen. Von 1993 bis 1996 war ich 1. Bürgermeisterin. Neben meinem kommunalpolitischen Engagement bin ich ehrenamtlich tätig in den Bereichen Sport und Soziales.

Dr. oec. troph. Brigitte Sellach (1943)

Ich bin aufgewachsen in dem Bewußtsein, ein Sonntagskind zu sein, denn ich bin an einem Märzsonntag 1943 geboren. In welcher „Karriere“, der einer Familienfrau mit vielen Kindern, einer berufstätigen Frau, einer reichen oder berühmten Frau, sich das „Glück“ der Geburt niederschlagen würde, war allerdings offen.

Zuerst schien alles nicht so optimal zu laufen, die ersten Nachkriegsjahre in der DDR, die unglückliche Ehe der Eltern, die Armut der Familie nach der Übersiedlung in die BRD und kontinuierlich schlechte Schulleistungen schienen zu verhindern, daß mein Selbstbewußtsein sich ähnlich entwickelte wie mein „Sonntagsbewußtsein“.

Nach dem Abitur entdeckte ich im Diakonischen Jahr in einer großen Einrichtung für Menschen mit Behinderung in Bruckberg im Zusammenleben mit Diakonissen und in der Versorgung von Kindern und jungen Frauen meine Energien, meine Kreativität, meine Arbeitsfähigkeit, meine soziale Verantwortung, die sozial eingebunden, von anderen gefordert, angeregt und bereichert zu den Grundprinzipien für mein weiteres Leben wurden.

Aus meiner Ausbildung und Tätigkeit als Sozialarbeiterin habe ich die Fragen nach der Verwirklichung von sozialer Gerechtigkeit mitgebracht. Mit der Frauenbewegung erhielten diese Fragen eine weitere Dimension, die in der theoretischen Ausgrenzung der Haus- und Familienarbeit und der praktischen Ausgrenzung von Frauen aus der Öffentlichkeit begründet ist. In der Frauenbewegung konnte ich auch die beiden Aspekte meines Selbst, das „Selbstbewußtsein“ und das „Sonntagsbewußtsein“ zusammenführen. Die weiteren Schritte waren dann nicht einfach, aber Niederlagen, Mißerfolge oder Entmutigung konnten bewältigt werden, auch dank der „Wahlfamilie“. Mein Studium der Soziologie habe ich relativ schnell abgeschlossen. Nach einer kurzen Zeit der Erwerbslosigkeit, die ich mit Lehraufträgen zu füllen suchte, fand ich eine Stelle als wissenschaftliche Mitarbeiterin im Institut für Sozialarbeit und Sozialpädagogik in Frankfurt.

In Frankfurt habe ich mich politisch engagiert; gestützt und ermutigt von einer Gruppe von Frauen war ich sechs Jahre Stadtverordnete und wechselte anschließend als Staatssekretärin in das Hessische Ministerium für Jugend, Familie und Gesundheit. Meine Amtszeit war leider nur kurz, aber ich konnte anschließend promovieren. In meiner Dissertation „Wie kommt das Essen auf

den Tisch“ bearbeite ich wiederum „mein“ Thema: „Gerechtigkeit“, ergänzt um die Dimensionen „Anerkennung“ und „Achtung“ für Frauen.

Als Vorstand der Gesellschaft für sozialwissenschaftliche Frauenforschung, die ich 1993 zusammen mit meiner Gefährtin Dr. Uta Enders-Dragässer gegründet habe, versuchen wir neue Antworten auf diese Fragen zu finden und daraus Handlungsalternativen für Frauen in verschiedenen – prekären – Lebenssituationen zu entwickeln.

Felicitas Wehnert (1953)

Geboren bin ich in Tübingen. Der Geburtsort war Glück. Alle Bildungseinrichtungen lagen vor der Haustür. Deshalb konnte ich auch als erste sowohl in der Familie meines Vaters als auch in der Familie meiner Mutter Abitur und später einen Hochschulabschluß machen.

Tübingen, das war damals die Stadt von Hans Küng und Walter Jens, von Hermann Bausinger und Theodor Eschenburg, und natürlich von Ernst Bloch. Ich studierte Politische Wissenschaften, Germanistik und empirische Kulturwissenschaften und arbeitete gleichzeitig bei der örtlichen Lokalzeitung. Später nahm ich den Hörfunk dazu, schrieb Reportagen für die FAZ und Weltbild.

Nach dem Examen leitete ich zwei Jahre die Pressestelle der Universität Tübingen. Danach ein vielleicht typisch weiblicher Bruch. Ich kündigte die „Lebensstellung“, absolvierte beim Südwestfunk ein Volontariat und machte danach vor allem Filme, die Menschen und Landschaften beschrieben. 1992 bis 1996 betreute ich die Langzeitdokumentation „Das 3. Leben“. Seit 1996 arbeitete ich in der neugegründeten Projektgruppe „Bildungs- und Serviceprogramme“ des Südwestfunks.

Ebenfalls seit 1996 bin ich verheiratet.